

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Verein für vaterländische Naturkunde
in Württemberg e.V., 7 Stuttgart
Schloß Rosenstein, Ruf 40946

4

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1966



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1966

17. Jahrgang

Viertes Heft — Oktober / Dezember

INHALT

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 14.–. – Einzelheft DM 4.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Die Kanzelbuche bei Sternenfels – Aufnahme: Otto Feucht.

- Die Verkündigung an die Hirten
Aus des Priesters Wernher drei Lieder von der Magd 197
- Wenn Bäume aus der Art schlagen
Von Otto Feucht 198
- Der Hirsauer Figurenfries und das Regensburger Astrolabium
Von Karl Greiner 211
- „So wachset Sätz ond Reim ...“
Der Bauerndichter Michel Eberhardt
Von Ottmar Engelhardt 218
- Freizeitansprüche und Landesentwicklung
Von Gerhard Ziegler 221
- Hasel und Holunder
Von Friedrich Alfred Schmid Noerr 231
- Der Mystiker Heinrich Amandus Seuse
Von Ludwig Heieck 234
- Eine neu aufgefundene Schubart-Kantate
Von Ernst Häußinger 237
- Zum 100. Geburtstag Karl Wellers
Von Walter Grube 238
- Buchbesprechungen 240
- Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 242

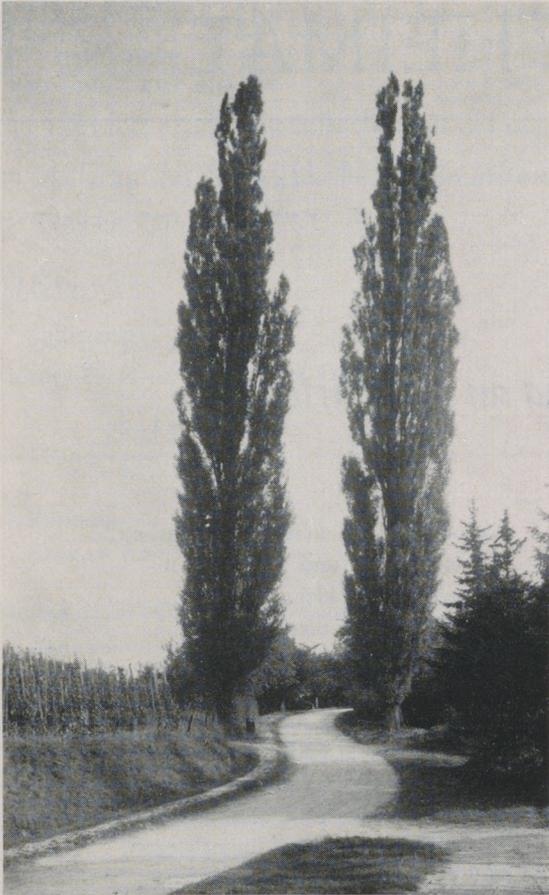
Die Verkündigung an die Hirten

In dieser selben heil'gen Nacht,
Da hielten auf dem Felde Wacht
Bei ihren Herden arme Hirten,
Daß sie sich nächtens nicht verirren.
Streitkolben trugen sie und Bogen.
Da kam zu ihnen hergeflogen
Ein Engel in so hellem Licht,
Daß sie erschrakten vom Gesicht.
Er tröstet' sie und sagte ihnen,
Wie unser Heiland sei erschienen.
Er sprach: „Laßt eure Sorgen schwinden,
Ich komme, um Euch zu verkünden,
Was Gottes Gnade eben tat.
Wißt, daß er angenommen hat
Der eignen Schöpfung Ebenbild
Und seines Vaters Rat erfüllt,
Um so die Menschenkinder alle
Zu lösen von dem Sündenfalle,
Den einst der Menschen erster tat,
Der ihn aus Paradieses Statt
Verschlagen hat in dieses Tal
Des Jammers. Ja, nun ist der Fall
Und alle Schuld Adams gebüßt.
Der Heiland euch geboren ist
In Menschgestalt mit Fleisch und Bein,
Groß Freude herrscht nun allgemein,
Die nun auch ihr sollt recht genießen.
Was die Propheten einst verhießen
Den Vätern vor so manchem Jahr,
Das ist nun worden offenbar.

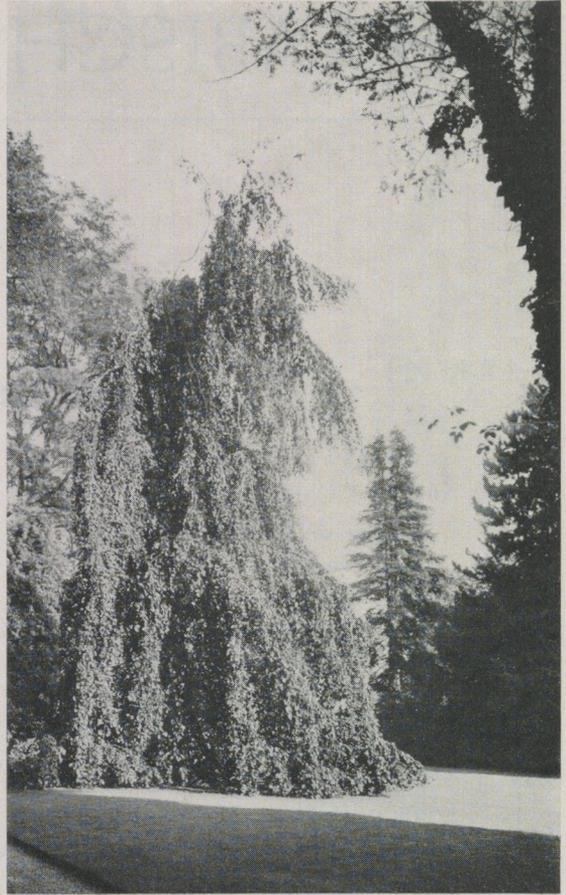
Nach Bethlehem sollt ihr jetzt gehen,
Dort findet ihr und sollet sehen
In einer Krippe klein das Kind,
Dem alle Reiche dienstbar sind,
Und seine Mutter auch dabei.
Bestätigung auch dieses sei,
Daß reichen Trost ihr könnet finden
In dem, was ich euch tat verkünden.“
Die Worte waren kaum verklungen,
Da hat er in die Luft geschwungen
Sich aufwärts zu den Himmelstoren,
Daß sie fast seine Spur verloren,
Und ihm entgegen sahn die Frommen
Ein größeres Heer von Engeln kommen,
Die Chöre seines Hausgesindes,
Der hier auf Erden eines Kindes
Gestalt indessen an sich nahm
Und uns das Heil zu bringen kam.
Sie huben an und lobten Gott
Und seine Wunder, sein Gebot,
Die Gnade sein und seine Güte.
Mit dankbar fröhlichem Gemüte
Sie liebgedrungen sangen froh:
Gloria in excelsis deo.

Aus des Priesters Wernher
drei Lieder von der Magd (um 1170).

Aus dem Mittelhochdeutschen metrisch
übersetzt von Hermann Degering.



Als lebende Warnzeichen stehen die Spitzpappeln am Übergang der Straße über den Bach.



Die Äste der Trauerbuche gleichen einem grünen Vorhang.

Wenn Bäume aus der Art schlagen

Von Otto Feucht

Mit Aufnahmen des Verfassers u. a.

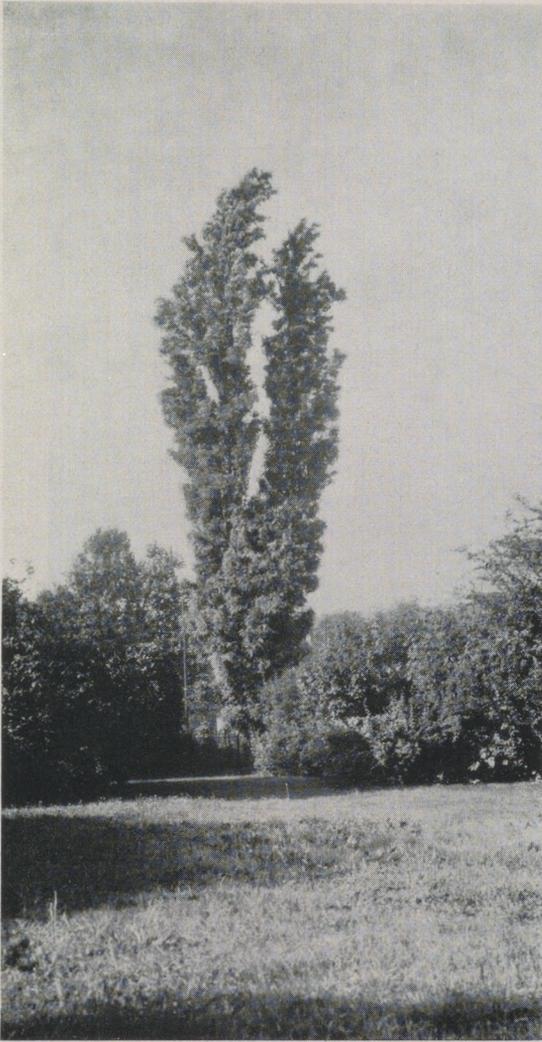
Jawohl, aus der Art schlagen, nicht etwa ausschlagen, wie wir es jedes Frühjahr von ihnen erhoffen. Was soll das heißen?

Daß Bäume, wie alle anderen Lebewesen, keine genormte Fabrikware sind, bei der Stück für Stück haargenau dem anderen gleichen muß, das sollte doch wohl jedem bekannt sein – dieser Gegensatz von gewachsener Natur und künstlichem Fabrikat. Und doch erregt es immer wieder Befremdung, wenn nicht gar Entrüstung, wenn etwa ein Waldbesucher auf einen Baum stößt, der allen Schulregeln zu wi-

dersprechen scheint und zu seinen botanischen Vorstellungen, sofern solche vorhanden sind, gar nicht passen will.

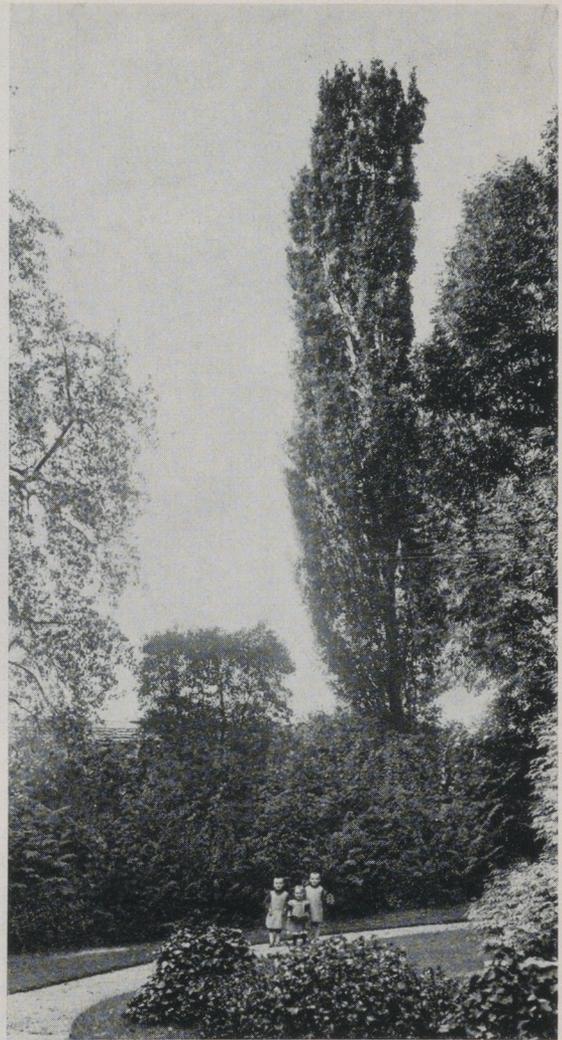
Wie alle hochorganisierten Lebewesen, so sind auch unsere Bäume in ihrem Erscheinungsbild derart formenreich und mannigfaltig, daß es kaum möglich ist, zwei in Aufbau, Gestalt und Lebensäußerungen völlig übereinstimmende Individuen zu finden, so wenig wie dies bei uns Menschen der Fall ist.

Wir wissen doch alle, und sehen es bei unseren Wanderungen immer wieder bestätigt, wie anders eine



Die steilästige „Akazie“ beim Rosensteinpark hat dem Straßenbau weichen müssen.

bestimmte Baumart sich entwickelt, wenn sie ungehemmt frei sich entfalten kann oder wenn sie eingeeignet im dichten Verband des Waldes steht, und welche abenteuerliche Form oft ein Baum annehmen kann, wenn er, völlig ungeschützt, den Einflüssen von Wind und Wetter, Schnee und Eissturm preisgegeben ist, vor allem im Hochgebirge, wo solche Wetterbäume oft ganz groteske Formen zeigen, die kaum ahnen lassen, welcher botanischen Art sie zugehören. Dazu wirken die Einflüsse anderer Lebewesen, etwa der Fraß durch Tiere, der Befall durch Pilze und andere Pflanzen oder gar die Schädigungen durch uns Menschen selbst, sei es durch unmittelbares Eingreifen, sei es mittelbar, etwa durch Bodenbewegung, durch Grundwassersenkung, durch Veränderung des



Keine Pappel, sondern eine heimische Eiche!

Standorts oder durch die Rauchgase der Industrie, durch Vergiftung der Luft.

Alle diese Einflüsse der Umwelt haben eines gemeinsam, sie schaffen lediglich äußere Erscheinungsformen, deren Eigenart nicht innerlich bedingt ist und sich nicht vererbt, sie haben keinen Einfluß auf die Nachkommenschaft, sie schlagen also nicht „aus der Art“. Von ihnen soll daher hier vorerst nicht weiter die Rede sein. Auch die außerordentlich verwickelten Fragen der „Rassen“, die für die Forstwirtschaft große Bedeutung haben¹, ob etwa die hochwertige „Spessarteiche“ oder „Enztalforche“, oder umgekehrt die schlechtwüchsige „Gäuforche“ ihre Eigenheit auf ihre Nachkommen vererben, die unter ganz anderen Lebensbedingungen, in ganz anderer Gegend, angesät



Etwas ganz besonderes ist die Kanzelbuche im Stromberg (1910).

werden, können hier außer Betracht bleiben, da es sich bei ihnen um keine Abweichungen vom Artbild, um kein „Aus-der-Art-schlagen“ handelt. – Daß Nachwuchs, solange solche Fragen nicht einwandfrei geklärt sind, nur von ausgesuchten Mutterbäumen gezogen werden darf, das hat man lange Zeit, bis in den Beginn unseres Jahrhunderts herein, nicht überall ausreichend beachtet.

Da stößt also der Wanderer jählings auf einen Baum, dessen Art er zu erkennen glaubt, der aber ganz und gar nicht das Urbild der Art verkörpert, der vielmehr in irgendeiner Hinsicht, sei es in Wuchs, Verzweigung oder Belaubung von diesem abweicht, ohne daß irgendwelche der genannten Umwelteinflüsse mitsprechen könnten, der also das Bild der Art in irgendeiner Richtung „variiert“ und auch dem Kundigen Rätsel aufzugeben vermag. Der Eingeweihte mag dabei von „Variationen“ sprechen, von „Abart“, von „Spielart“ (Lusus), oder, wie heute zumeist üblich, von „Mutation“, von mehr oder weniger sprunghafter Abweichung vom Typus, die auch unter völlig abweichenden äußeren Umständen ihre Eigenheit behält, also vererblich ist, sei es durch Samen oder lediglich durch vegetative Vermehrung, durch Ableger, Stecklinge oder Pfropfung².

Wie ein Ausrufezeichen steht am Straßenrand die allbekannte Spitzpappel, doppelt wirksam zur Reihe geordnet am Ufer, in ihrem steilen Gegensatz zur Ebene des Wassers. Sie wurde früher auch „Pyramidenpappel“ genannt, obwohl ihre Form herzlich wenig mit der Pyramide zu tun hat. Oder ist sie heute doch nicht mehr allbekannt, verdrängt durch allerlei Neulinge aus Nordamerika und Ostasien? Sie ist nichts anderes als eine Mutation unserer Schwarzpappel, im Süden entstanden, heißt darum auch „Italienische Pappel“, und ist von dort auch zu uns gekommen, lange schon, ehe der erste Napoleon sie zur Geleiterin seiner Heerstraßen und Kanäle gemacht hat. Daß dort im Süden die nämliche Säulenform auch bei der echten Zypresse auftritt, der „geschlossene Regenschirm“ im Gegensatz zum geöffneten Schirm der Pinie, ist uns so sehr vertraut, daß wir von der normalen Zypresse so wenig wissen, wie von unserer Schwarzpappel. Übrigens tritt der Säulenwuchs auch bei der Silberpappel auf, bei der Eiche, der Bergulme, Hainbuche und sogar bei der Robine („Akazie“), auch bei Wacholder und Eibe.

Im klarsten Gegensatz zur steilaufrechten Beastung steht die *Hänge-* oder *Trauerform*, ähnlich der bekannten Trauerweide. Sie ist wohl am schönsten bei



Blick in die Krone der Kanelbuche von unten.

Aufnahme Otto Lindk

unserer Rotbuche entwickelt und in Parkanlagen weit verbreitet. Der in die Höhe gewachsene Stamm biegt plötzlich nach unten ab, und alle späteren Verzweigungen schließen sich dieser Richtung an, die Gipfelknospe hat mutiert. Durch Pfropfung vermehrt, bildet die Hängebuche überaus eindrucksvolle Baumgestalten, grüne Kaskaden, einem dichten Vorhang vergleichbar. Die nämliche Mutation kennen wir auch von Esche und Bergulme. Um die Jahrhundertwende war kaum ein neuangelegter Garten zu finden, in dem nicht eine solche auf aufrechten Stamm gepfropfte, nach allen Seiten überhängende Laube zu treffen war, so sehr verlangte dies damals die Mode.

Ein ganz groteskes Beispiel eigenartiger Verzweigung ist hier noch ganz besonders zu würdigen: Die Kanelbuche (Teufelskanel) im Stromberg bei Sternenfels³. Schon vor zweihundert Jahren hat sie Aufsehen erregt, geht aber jetzt ihrem natürlichen Ende entgegen. Alle Äste und Zweige des Baumes sind so eigentümlich verrenkt, daß der Name „Renkbuche“, den diese Mutation in Dänemark erhalten hat, wo sie zuerst entdeckt worden ist, sehr begreiflich erscheint. Später fand sie sich auch im Süntelbergland, woher sie auch „Süntelbuche“ genannt wird, und in Lothringen. Auch die Bezeichnung als „Schlangenbuche“ ist verständlich. Daß es sich hier um eine echte Mutation handelt, die sich vererbt, ist gerade bei unserem

Baume längst erwiesen, viele ihrer Nachkommen in der Umgebung zeigen den Wuchs schon von der ersten Jugend auf⁴. Einzelne jüngere Bäume gleichen Wuchses finden sich vereinzelt in der Umgebung, aber man hat leider versäumt, solche planmäßig zur Beobachtung nachzuziehen, so daß sie als minderwertig bei Durchforstungen ausgemerzt wurden. In Parkanlagen scheint der Baum nirgends nachgezogen worden zu sein, wohl aber können wir in solchen gelegentlich auf Haselsträucher stoßen, die den Renkwuchs so übersteigert zeigen, daß der Name „Korkzieherhasel“ sehr berechtigt erscheint, so z. B. im „Königsgarten“ beim Ludwigsburger Schloß.

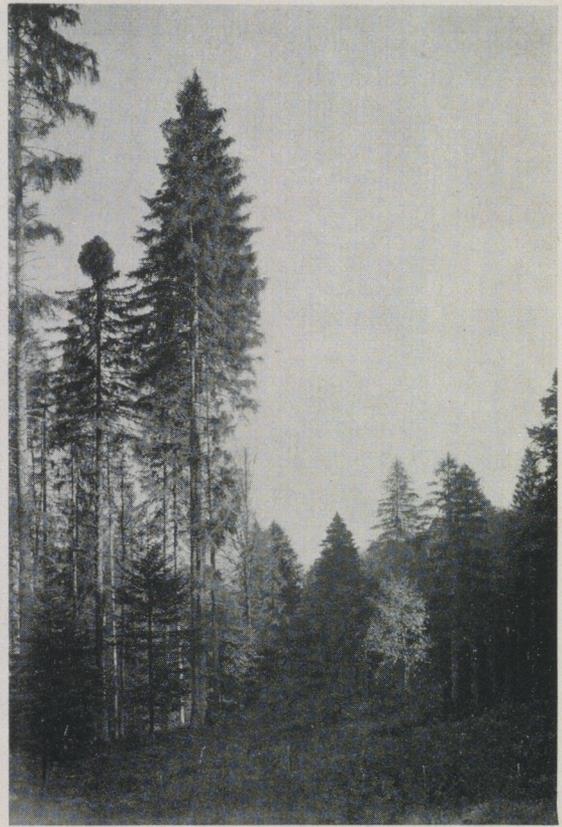
Im Gegensatz zur genannten Mutation ist eine andere unserer Buche (Rotbuche) heute überall in Gärten und Anlagen verbreitet, die *Blutbuche*, mit mehr oder weniger dunkelrotbraunem Laube. Vom ältesten bekanntgewordenen Baume bei Sonderhausen in Thüringen, sind Abkömmlinge durch Saat und durch Pfropfung weiterverbreitet worden. Aus durch den Handel bezogenen Bucheln entstehen häufig hell- oder dunkelrote Jungbuchen, wobei es offen bleibt, ob solche aus Saatgut von alten Blutbuchen stammen oder ob die Abänderung jeweils „spontan“ neu entsteht. Daß immer nur ein Teil der Samen von alten Bäumen die Färbung hält, versteht sich aus der Wechselbestäubung mit normalen Bäumen von selbst. Üb-



Dicht beisammen, scheinbar aus einer Wurzel, wachsen die zwei Stämme der Brombergbuche, aber nur einer trägt gefelderte Borke.

rigens finden sich auch Bäume mit hellrotem, grün-gelbem, goldgelbem, rosensfarbenem Laube oder gar mit gemischten („panaschierten“) Farben. In den Verzeichnissen der Handlungen werden Dutzende solcher „Spielarten“ aufgeführt, unter sehr verschiedenen, meist reichlich willkürlichen Namen; darunter auch solche mit abweichender Gestalt des Blattes, d. h. mit gesägtem, geschlitztem oder zungenförmigem Laube, wie dies auch bei Eiche, Erle, Linde und Ahorn sich findet. Daß solche Abänderung manchmal lediglich an einem einzigen Zweige auftritt, beweist die Entstehung aus Mutation einer einzigen Knospe. Schöne Beispiele stehen z. B. im botanischen Garten in Hohenheim. Die rotbraune Abänderung des Laubs ist übrigens auch von anderen Bäumen bekannt, vor allem bei der Hasel.

Wie hier bei der Buche das einfache Blatt sich aufteilen kann, so ist auch der umgekehrte Fall bekannt, daß nämlich ein Baum mit geteiltem, gefiedertem Laub, eine Mutation mit einfachen Blättern bildet. Es ist dies die *Einblattesche*, deren Laub wie in der



Knospenhäufung im Gipfel einer Fichte („Kugelfichte“) bei Schönmünzsch.

ersten Jugend ungeteilt bleibt bis ins Alter, also keine gefiederten Blätter bildet. Alte Bäume sind als Merkwürdigkeit in Parkanlagen keine Seltenheit, sie finden sich aber auch da und dort im Walde. Daß die Mutation sich durch Samen vererbt, ist mehrfach erwiesen, so z. B. aus Saatgut eines im Stromberg stehenden Baumes, dessen Nachkommen zu etwa einem Viertel gefiedertes Laub zeigten, zu einem weiteren Viertel einfaches Laub, während die übrigen mehr oder weniger Zwischenformen trugen⁵.

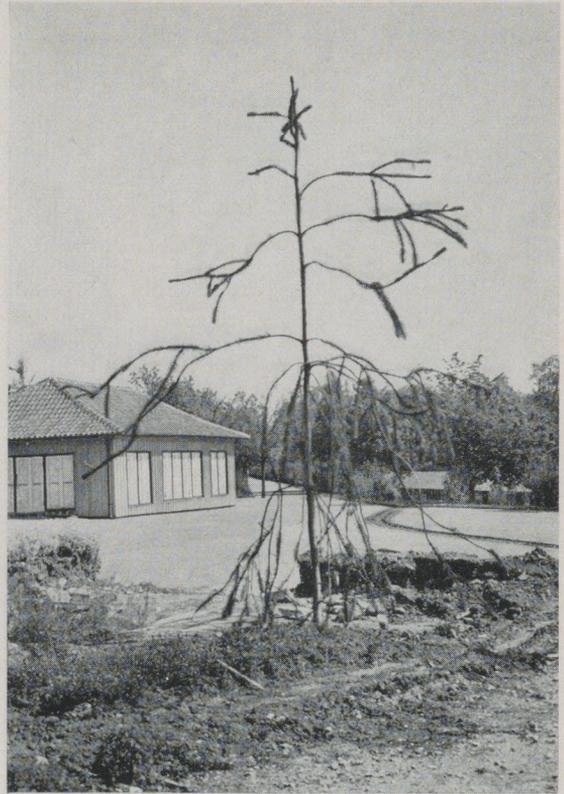
Nach dieser Abschweifung kehren wir noch einmal zur Buche zurück, zu einer Mutation, die wenig beachtet wird, aber nicht vergessen werden darf, zur *Mutation der Rinde*. Zwischen all den vielen uns vertrauten glatten grauen Stämmen steht mit einmal ein Stamm mit rauher, zerfurchter Borke, so daß man ihn für eine Eiche ansehen könnte oder für eine Esche, den aber das Laub unstreitig als Buche ausweist. Wohl wissen wir, daß an alten Buchen, die frei Wind und Wetter ausgesetzt sind, nicht selten der unterste Stammteil borkenartig genarbt ist, aber bei



Ein Beispiel aus dem Nachbarland: Schlangenfichte in Schlangenbad (Taunus).

der Eichenrindigen Buche tritt die Felderung am ganzen Stamm auf, bis hinauf in die Krone. Dies zeigt besonders deutlich eine zweistämmige Buche auf dem Bromberg im Schönbuch, deren einer Stamm völlig normal ausgebildet ist, der andere aber, der 14 Tage früher austreibt, vollkommen gefelderte Rinde zeigt, bis hoch hinauf an Stamm und Ästen. Ob Aussaaten von Bucheln solcher Bäume schon auf Vererbbarkeit hin untersucht werden konnten, ist nicht bekannt, solche beborkten Pflanzen werden schon früh bei der Durchforstung als minderwertig beseitigt. Ob diese Mutation mit den in alten Schriften genannten „Steinbuchen“ identisch ist, deren Holz ganz besonders hart sein soll, ist keineswegs geklärt.

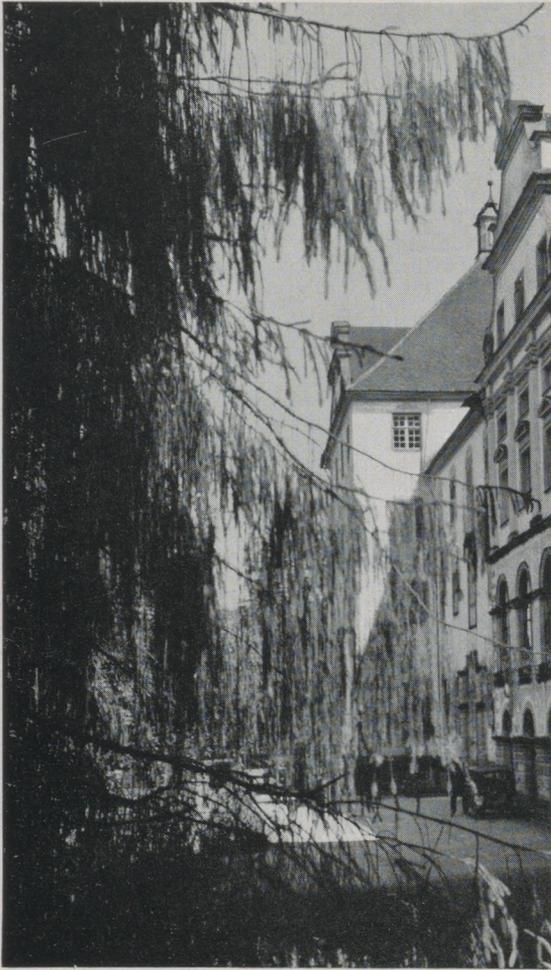
Aber nun zu dem Baum, der bei uns am allermeisten durch Abänderungen sich auszeichnet, zu unserer Fichte, die auch *Rottanne* genannt wird! Sie, als langweilig und einförmig verschrieen, ist in Wahrheit außerordentlich mannigfaltig, in der Gesamterscheinung, wie in allen Einzelheiten. Kaum ein äußeres Merkmal bleibt sich gleich; alles kann abändern, der Gesamtwuchs, die Art der Verzweigung und Benadelung, die Dichte der Triebe, die Rinde, die Farbe



Schlangenfichte Stuttgart-Killesberg.

und Beschaffenheit der Nadeln, der Blüten, der Zapfen. Dazu die Zeit des Austreibens und damit die Widerstandsfähigkeit gegenüber Schädigungen durch Frost, durch Tiere oder Gase u. a. So gehört z. B. die Auslese unempfindlicher Fichten für Industriegebiete zu den wichtigsten Aufgaben der Forstpflanzenzüchtung¹.

Besonders auffällige Erscheinungen entstehen durch „spontane“ *Verminderung der Knospen*, oder aber durch deren plötzliche Häufung. Da finden sich Bäume, meist noch in jugendlichem Alter, deren Äste nur sehr spärliche oder auch gar keine Seitenzweige ausbilden, die also starr nach den Seiten ragen oder aber schlangenartig sich hin und her zu winden scheinen, die „Schlangenfichten“, die selten ein höheres Alter erreichen, sofern sie nicht ausdrücklich gepflegt werden. Oder im Gegensatz dazu Bäume, die statt einfacher Seitenknospen deren eine ganze Menge ansetzen, zu dichten Büscheln gedrängt, einer krankhaften Wucherung vergleichbar. Tritt diese Mutation schon am jungen Baume auf, so entsteht ein Zwergwuchs, ein kegeliges oder gar kugeliges Polster, das aussehen kann, wie wenn es dauernd vom Vieh oder



Kammfichte (Zottelfichte) mit peitschenartig dünnen Zweigen. Schloßpark Salem (Bodensee).



Die Gößlinger Fichte zeigt Knospenhäufung in der ganzen Krone (1911).

Wild befressen oder gar künstlich mit der Schere beschnitten würde. Tritt die Knospenhäufung im Gipfel auf, oder an einem Aste, so entstehen Gebilde, die an den „Hexenbesen“ erinnern, wie er besonders bei unserer Weißtanne bekannt ist, der aber durch Pilzkrankung hervorgerufen wird. Dieser wirft im Winter die Nadeln ab, während unsere „Kugelfichte“ dies nicht tut. Ein Beispiel ist in der Schwäb. Heimat 1963, Seite 125 abgebildet. Diese Fichtenkugeln können blühen und fruchten, ihr Durchmesser kann mehrere Meter betragen.

Ganz besondere Beachtung kommt einem alten Baume im Gemeindewald Gößlingen bei Rottweil zu⁶, dessen oberer Teil nur Zweige mit Knospenhäufung trägt, so daß er als „Säulenfichte“ bezeichnet werden kann. Vor siebzig Jahren hat er Zapfen ausgereift, und aus der Saat sind ausgesprochene Zwergfichten

hervorgegangen, so daß der Beweis der Erbllichkeit, der Beweis echter Mutation erbracht war. Von den später ins Freiland versetzten Sämlingen hatte der kleinste mit zwanzig Jahren (1911) 35 cm Höhe bei 45 cm Breite erreicht und erschien durchaus kugelig, der größte, mehr kegelförmige, war 1,30 m hoch gewachsen. Es ist sehr bedauerlich, daß dieser, von Forstmeister Hirzel angelegte Versuch nicht nach dessen Tod weitergeführt und wiederholt werden konnte. Der alte Mutterstamm steht heute noch, die Abkömmlinge aber sind nicht mehr aufzufinden, also vermutlich als minderwertig später ausgemerzt worden, sofern sie nicht von der heraufgewachsenen Umgebung erstickt worden sind. Vielleicht aber hat ein Liebhaber solcher Baumformen sie in seinen Garten entwendet. Denn gerade solche Zwergformen sind noch heute besonders für Kleingärten sehr beliebt.



Zwergfichte aus Samen des Gößlinger Baumes (1911).

Die „Auerhahntanne“, mit überhängenden Zweigen, stand bei Schönmünzach.



Davon zeugen die Verzeichnisse der Handlungen und zeugt die Aufzählung in der Fachpresse. G. Krüssmann⁷ führt allein 56 Zwergformen unserer Fichte auf, dazu noch 51 sonstige Wuchsformen, also insgesamt 107 unserer heimischen Fichte, darunter auch säulenförmig hochstrebende, die ihre Richtung jählings umkehren und abwärts weiterwachsen, und andere, die sich als flache Kuchen dicht am Boden ausbreiten. Alle tragen einen besonderen Namen, da jeder Entdecker eines außergewöhnlichen Stückes gerade seinen Fund für einzigartig hält. Sie alle werden durch Stecklinge vermehrt. Eine anschauliche Sammlung solcher Merkwürdigkeiten ist im Landesarborretum in Hohenheim, dem „Exotischen Garten“, zu sehen. – Wo heute etwa eine solche Zwergform im Freien neu auftritt, wie unter angeflogenen jungen Fichten auf einer verlassenen Schafweide auf der Alb

(Naturschutzgebiet Greuthau) ist anzunehmen, daß es sich um spontane Mutation handelt. Daß der Sämling von einem noch unbekanntem entsprechenden Mutterbaum in der Umgebung stammen könnte, ist heutzutage wenig wahrscheinlich. Selbstverständlich können Mutationen auch im Saatbeet auftreten, allein solche gehen der Forschung verloren, weil man sie beseitigt, statt sie gesondert auszupflanzen, um ihre Entwicklung zu verfolgen, oder sie an Liebhaber abzugeben.

Als weiteres Beispiel auffälliger Verzweigung soll hier noch die *Kamm-* oder *Hängefichte* herausgehoben werden, deren Zweige, die Äste zweiter Ordnung, fast unverästelt, peitschenartig senkrecht abwärts hängen, was in Parkanlagen von hohem Zierwert sein kann. Sie ist bei uns besonders von dem Teinacher Badearzt *Wilhelm Wurm*⁸ gewürdigt wor-



Die „Kugelforche“ bei Calmbach entsteht durch Knospenhäufung im Gipfel.



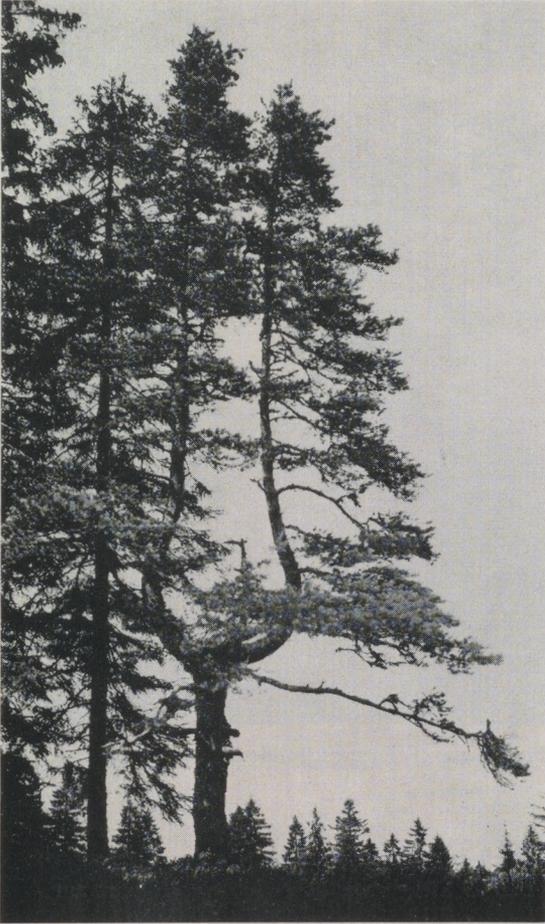
Das Gewicht der Knospenhäufung an einem Seitenast der Forche bei Stuttgart hat diesen nach unten gezogen. Aufnahme Walter Feucht.

den, der ihr haselartig helles, feinporiges Holz zuschrieb, das sie zu Musikinstrumenten geeignet erscheinen ließ, er sah in ihr die „Haselfichte“, das „Zargenholz“ der Äpler. Aber alle Versuche, aus irgendwelchen äußeren Merkmalen auf bestimmte innere Eigenschaften des Holzes zu schließen, etwa auf besondere Lebensfähigkeit oder Widerstandskraft gegenüber irgendwelchen Schädigungen, sind bisher ohne Erfolg geblieben. Planmäßige Versuche in solcher Hinsicht benötigen freilich eine sehr lange Zeit, ein Vielfaches dessen, was etwa Feld- und Gartenbau für ihre Zuchtversuche erfordern. Das gilt nicht nur für die Fichte allein.

Gegenüber dieser überreichen Fülle von Erscheinungsformen der Fichte haben die Mutationen bei der *Tanne* (Weißtanne) und *Forche* (Kiefer) geradezu Seltenheitswert, und das nicht etwa nur in unserem Lande. Doch sind einige wenige Trauer- und Schlan-

genbäume der Tanne bekannt, und die Forche zeigt hin und wieder Knospenhäufung, ähnlich der Fichte, aber mehr kegelig als kugelig. Daß ein solches Gebilde, dessen Knospenhäufung sich immer weiter fortsetzt, ein schweres Gewicht bedeutet, ist klar, meist wird es abbrechen, wenn die Belastung allzu groß wird. Aber es ist auch möglich, zumal an einem schwächeren Nebenast, daß der belastete Trieb sich senkt und abwärts umbiegt, so daß der hexenbesenartige Kegel schließlich nach unten hängt und so weiterwächst. Ein solcher Fall ist neuerdings im Waldgebiet um Stuttgart entdeckt worden, und zwar gleich an zwei Stellen, die sehr weit auseinanderliegen.

Diese Beispiele sprunghafter Mutation mögen ausreichen, es geht ja hier nicht darum, sämtliche Fälle lückenlos aufzuführen. Doch in einer Hinsicht bedürfen sie noch der Ergänzung: von der *Mutation der Frucht* war noch nicht die Rede. Und doch wissen wir



Leierforche auf dem Kniebis.



Die einst berühmte Harfentanne bei Gündringen ist um 1917 abgestorben.

ja, daß die Fülle von Obstsorten, die heute bei uns gedeihen, keineswegs nur auf Einführungen aus fremden Ländern, vor allem des nahen Ostens, beruht, daß vielmehr in hohem Maße heimische Waldbäume an der Grundlage unseres Reichtums an Kernobst und Steinobst Anteil haben⁹. Und es ist ja von unserer Vogelbeere (Eberesche) schon seit längerer Zeit eine Mutation mit essbaren Früchten im Handel. Denken wir uns um zwanzig Jahre zurück, in die Zeit der Notjahre nach dem Kriege, an die ganz außergewöhnlich starke „Mast“, den Fruchtertrag der Eichen und Buchen. Wie gut wäre es damals gewesen, wären die überall gesammelten Eicheln und Bucheln bekömmlicher gewesen für den menschlichen Genuß, wären etwa die Bucheln doppelt so groß gewesen und hätten weniger Bücken nötig gemacht, oder hätten die Eicheln nicht gar so bitter geschmeckt, die wir damals in allerlei Weise zur Brotbereitung oder zu Kaffee-

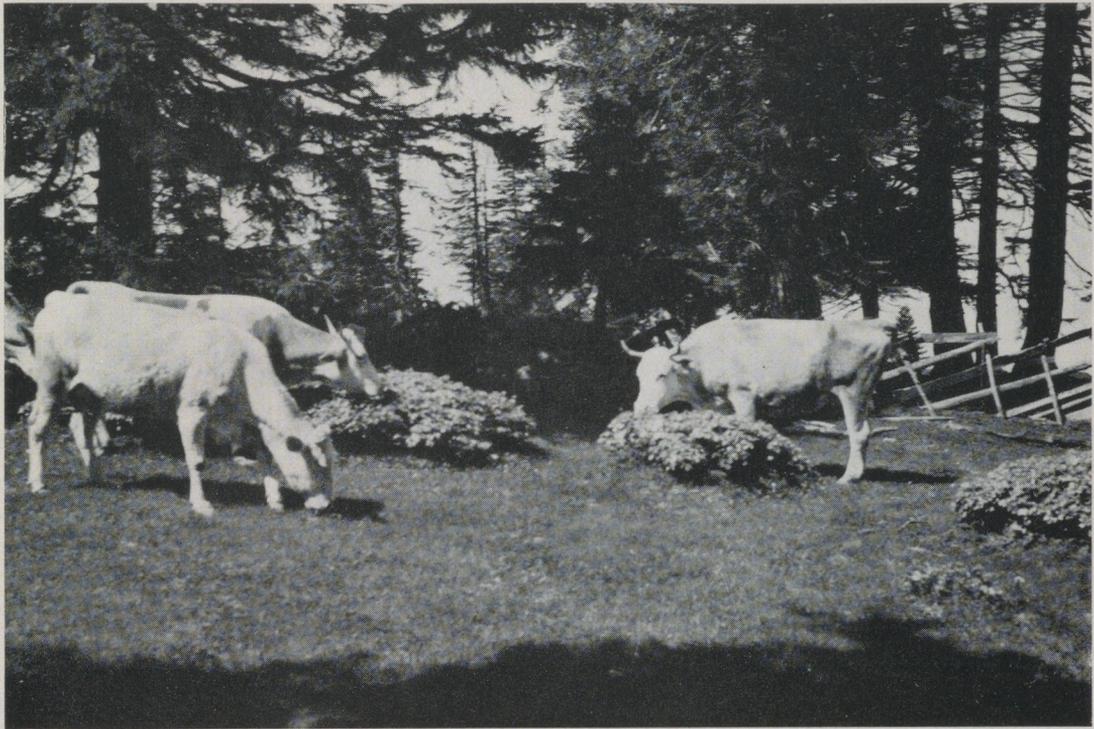
ersatz zu verwenden suchten! Damals erinnerte man sich daran, daß von der immergrünen Steineiche der Mittelmeerländer längst eine süßfrüchtige Abart in Kultur ist, wenn auch nur mit geringer Verbreitung, und man erinnerte sich auch, daß schon 1923 die nach ihrem Entdecker benannte süßfrüchtige Kannapeleiche (bei Marburg) in der Fachpresse Aufsehen erregt hatte¹⁰. Ein sehr bekannter Stuttgarter Arzt, im Ruhestand, teilte mit, er habe bei seinem Landhäuschen im Schurwald zwei Eichen nahe beinander gekannt, deren Früchte mit haselnußartigem Geschmack, ohne alle Bitterkeit, er und seine Familie immer gerne gegessen hätten. Beide Bäume seien aber leider um 1910 bei einer Durchforstung als schlechtwüchsig beseitigt worden, weil er versäumt hatte, den zuständigen Förster über ihre Besonderheit zu verständigen. Alles Suchen nach etwaigen weiteren Bäumen sei vergebens gewesen! Damals, in der Notzeit,



Der stetig aus gleicher Richtung wehende Wind zwingt die Fichten zum Fahnenwuchs. Hochschwarzwald.

setzte daraufhin überall die Suche nach wohlschmeckenden Eicheln ein, das Institut für Forstsamenkunde und Pflanzenzüchtung in München nahm sich der Sache an, gab Ratschläge und Anleitungen aus und erbat sich Einsendungen zur Prüfung. Damals zeigten Eicheln vom Fuße der Ostalb, bei Lauchheim, das beste Ergebnis, 1,35% Gerbstoff¹¹, gegenüber einem Durchschnitt von 3,73%. Bis die damalige Aussaat zu einem Ergebnis kommt, bis die damaligen Sämlinge Früchte tragen werden, die zu einer Weiterzüchtung führen könnten, bis dahin muß freilich eine sehr lange Zeit vergehen. Und man mag sich fragen, ob solche Anzucht überhaupt einen Sinn, ein erreichbares Ziel haben könne? Ob nicht, wenn es endlich erreicht sein wird, die Menschheit sich so unheimlich vermehrt haben werde, daß ein so geringer Beitrag zur Ernährung bedeutungslos wäre? Oder wird man dann auch am kleinsten Beitrag froh sein können? Wenn unsere Vorfahren so gedacht hätten, dann müßten wir uns heute an Stelle unserer köstlichen „Gaishirtle“ noch mit sauren Holzbirnen begnügen, wie sie noch vor zweihundert Jahren durchaus wesentlich für die Ernährung waren, heute aber kaum mehr irgendwo zu finden sind. Wie unvorstellbar lange Zeit ist überhaupt vergangen, seitdem der

Mensch begonnen hat, sich aus der Tierwelt abzusondern? Stehen wir heute nicht noch ganz am Anfang des Menschwerdens, verglichen mit den Zeiträumen, von denen wir zu wissen glauben, mit all ihren Wandlungen? Wer will sich vermessen, heute auch nur zu ahnen, was die ferne Zukunft noch bringen, wie sie sich auswirken mag auf die Menschheit, solange das Leben auf unserer Erde noch weitergeht? Und sind wir, die wir uns so stolz „homo sapiens“ nennen, nicht im Grunde doch noch immer erst eine bescheidene Vorstufe auf dem Weg zum Menschen? Lassen wir das alles dahingestellt. Auf jeden Fall zeigt uns die Fülle sprunghafter Mutationen, allein auf diesem kleinen Teilgebiet des Lebens, das eine klar und unzweideutig, daß der alte bis vor kurzem maßgebende Satz des Aristoteles „Die Natur macht keine Sprünge“ in seiner Allgemeinheit durch die Fortschritte der Naturerkenntnis schwer erschüttert ist. Kehren wir zurück zum Ausgangspunkt unserer Ausführungen! Werfen wir einen kurzen Blick auf die Fülle von Abweichungen vom normalen Bild unserer Bäume, die klar und eindeutig auf äußere Ursachen, auf *Einwirkungen der Umwelt* zurückgeführt werden können, also auf Abänderungen, die sich nicht vererben, die nicht „aus der Art schlagen“!



Stetige Beweidung hindert die Buchen am Hochwachsen, so daß sie nur flache Polster bilden können.
Hochschwarzwald.

Da stehen da und dort vereinzelt Bäume, die einer Leier oder einer Harfe ähneln. Die *Leier* ist leicht zu verstehen: die Gipfelknospe ist ausgefallen, vielleicht vom Ansitz eines Vogels umgeknickt. Nun wenden zwei Seitentriebe, im Bogen sich aufwärts und bilden zwei neue Spitzen an Stelle der einen. Auch drei oder mehr Triebe können beteiligt sein, dann entstehen förmliche Baumkandelaber mit ganz abenteuerlichen Verastungen. Nicht ganz so einfach entsteht die *Harfenform*¹²: Durch Sturmgewalt oder Schneelast ist der Baum umgedrückt, aber er bleibt fest verwurzelt im Boden. Nun sucht die Spitze sich aufzurichten im Bogen, so gut sie es eben kann, aber die unteren Äste sind dazu nicht mehr fähig, sie sterben allmählich ab. Dafür sprossen aus schlafenden Knospen neue Triebe senkrecht nach oben aus dem schrägliegenden Mutterstamm, und so ergeben sich die Saiten der Harfe. Derartige Wunderbäume werden heute immer seltener, je mehr die entlegensten Waldteile unter forstliche Pflege kommen, sie waren in schwer zugänglichen Berglagen früher gar nicht selten zu treffen, meist bei Tanne oder Fichte. Ähnliche „Sekundärstämme“ können auch aus Seitenästen, besonders der Tanne, als „Astkerzen“ aufrecht

stehender Bäume sich nach oben entwickeln. Ein sehr bekanntes Beispiel ist die 1953 aus Sicherheitsgründen beseitigte (abgestorbene) *Große Tanne* im Rollwasser bei Wildbad gewesen.

Wie außerordentlich der Einfluß stetigen Windes sich auswirken kann, das zeigen uns, die wir weder am Hochgebirge Anteil haben noch an der Meeresküste, vor allem die Bäume im Hochschwarzwald, auf den Höhenrücken von der Hornisgrinde bis zum Feldberggebiet, deren Krone sich einzig nach der windabgekehrten Richtung hin zu entwickeln vermag, so daß der Ausdruck „*Fahnenwuchs*“ ohne weiteres verständlich ist. Eben dort, aber auch im Allgäu, treffen wir (heute noch?) auch auf die „*Kühbuchen*“, die durch den fortwährenden Verbiß durch Weidetiere gehindert werden, in die Höhe zu wachsen und sich nur kuchenartig am Boden ausbreiten können, so lange, bis ihre Mitte vom Vieh nicht mehr erreicht werden kann. Dann aber recken neue Triebe sich überraschend schnell in die Höhe und so entstehen die oft mehrstämmigen Weidbuchen, wie wir sie auch von den Schafweiden unserer Alb her kennen. Genau die nämliche Erscheinung treffen wir in überhegten, allzu wildreichen Wäldern, wo Hirsch und Reh, aber



Wetterforche auf dem Plettenberg.

Aufnahme Richard Lohrmann.

auch Gams, an die Stelle des Weideviehs treten. Diese Beispiele mögen genügen, dazu zur Abrundung noch einige Bilder, die keiner näheren Erklärung bedürfen. Mit Abbildungen solcher „merkwürdiger“ Bäume, dazu noch mit Beispielen auffälliger Wundheilungen, Überwallungen, Verwachsungen, Stelzen und anderer „Mißgestalten“ könnte man Bände füllen. Sie sind besonders in den Zeitschriften unserer Wandervereine und in Tageszeitungen zu treffen. Ein Zeichen dafür, wie sehr gerade solche Ausnahmen von der Regel, solche Eigenwilligkeiten ihre besonderen Reize haben. „Ja, recht wüst ist auch schön“ kann der Lichtbildner wohl verständnisvoll zu hören bekommen.

Gerade der Erholung suchende Städter freut sich, einem Baum zu begegnen, der seine Eigenart ausleben darf, ohne deswegen sofort aus dem „Verein der Musterknaben“ ausgeschlossen zu werden, weil er keinen Nutzwert verspricht. Das steigert das Gefühl, in freier Natur zu sein, die uns mehr bedeutet, als nur eine Ansammlung von Bäumen, nur einen „Holzacker“. Und darum gilt es, solche Beispiele bei der Pflegearbeit im Walde, bei der Durchforstung, nicht blindlings auszumerzen, sie vielmehr ebenso wie auffällige Mutationen da und dort zu erhalten als ein *Denkmal der Natur*, das gar nicht selten zugleich ein *Denkmal* ist *vergänger Kultur*. Ein Übermaß in dieser Hinsicht verbietet sich ganz von selbst.

Und wenn wir uns dazuhin überlegen, wie unerbittlich, ganz besonders in der Kampfzone im Hochgebirge, aber auch überall da, wo die äußeren Umstände, die Einflüsse der Umwelt, ihm das Leben unmöglich zu machen drohen, der Baum sich durchzusetzen sucht gegenüber allen Widrigkeiten, sich bemüht, an seiner Art festzuhalten, so spüren wir einen Anruf an uns selbst und zugleich eine Mahnung zur Ehrfurcht vor der Schöpfung, vor dem großen Geheimnis des Lebens.

¹ E. Rohmeder und H. Schönbach, *Genetik und Züchtung der Waldbäume*, Hamburg-Berlin 1959. – ² O. Feucht, *Variationen heimischer Waldbäume in Württemberg*. Jahreshefte des Vereins für vaterländ. Naturkunde in Württ. 1912. – ³ O. Linck, *Die Kanzelbuche im Stromberg*. Blätter des Schwäb. Albvereins 1950. – ⁴ Von Pfarrer Schlenker gesammelte Belegstücke befinden sich im Staatl. Museum für Naturkunde. – ⁵ G. Buck-Feucht, *Blattformen der Einblatt-Esche*. Aus der Heimat 1936. – ⁶ O. Feucht, *Knospenhäufung, Zwergwuchs und anderes der Fichte*. Aus der Heimat 1952. – ⁷ Gerd Krüssmann, *Die Nadelgehölze*, 2. Aufl. Berlin-Hamburg 1960. – ⁸ W. Wurm, *Waldgeheimnisse*, 2. Aufl. Stuttgart 1895. – ⁹ K. Bertsch, *Geschichte unserer Kulturpflanzen*, Stuttgart 1947. – ¹⁰ *Berichte über die Kannapfeleiche*. Mitteilungen der Deutschen Dendrolog. Gesellschaft 1923 und 1925. – ¹¹ Nach freundlicher Mitteilung von Prof. Dr. Rohmeder 1949. – ¹² O. Feucht, *Zur Entstehung des Harfenwuchses der Nadelhölzer*. Naturwiss. Zeitschrift für Forst- und Landwirtschaft 1919. Ders. *Stammkrümmungen und andere Wuchsabweichungen beim Nadelholz*. Aus der Heimat 1951.

Der Hirsauer Figurenfries und das Regensburger Astrolabium

Von Karl Greiner

Es handelt sich hier um zwei kunsthistorische Objekte, die trotz großer Unterschiede in der Bearbeitung, nach ihrer geistigen Aussage weithin übereinstimmend erscheinen. Dies ist verständlich, denn beide Werke gehen nach dem Stande unserer heutigen Forschung bezüglich Planung und Entwurf mit ziemlicher Sicherheit auf den gleichen Urheber zurück.

1. Der Hirsauer Figurenfries

Als uraltes Wahrzeichen Hirsaus überragt der noch völlig erhaltene nördliche Westturm der St.-Peter-und-Paulskirche das Trümmerfeld des durch Abt Wilhelm erbauten neuen Hirsauer Klosters. Hier beschäftigt uns zunächst nur der erhaltene Turm und an diesem besonders der rätselhafte Figurenfries. Der Turm – in sechs durch Gesimse getrennte Stockwerke gegliedert – steigt, einschließlich des 5 m hohen Zeltdachs, zu der beachtlichen Höhe von 37 m empor. Volkstümlich wird er als „Eulenturm“ bezeichnet, denn bis heute nisten mit Vorliebe Eulen unter seinem Dach. Der südliche Westturm, der nach der Klosterzerstörung (1692) nur seines Daches beraubt war, wurde zu Ende des 18. Jahrhunderts der Gewinnung von behauenen Steinmaterial wegen bis auf einige der untersten Mauerschichten abgetragen.

Über den mutmaßlichen Sinn der plump gearbeiteten Friesfiguren am erhaltenen Turm sind eine Reihe verschiedenartiger Deutungen bekannt. Als erster hat sich Krieg von Hochfelden eingehender damit beschäftigt. Er sagt (Anzeiger des deutschen Mittelalters IV, 1835): „Die besten Schriftsteller über die Geschichte der Baukunst sind über die Erklärung derartiger Bilder gleichsam weggeschlüpft oder haben ihnen nur allgemeine Betrachtungen gewidmet.“ Nun glaubte er auf Grund seiner vielfältigen Beobachtungen an entsprechenden Bauten solche Steinbilder in vier Gruppen einteilen zu können: in biblische, legendäre, heraldische und symbolische Darstellungen. Er ordnet dann die verschiedenartigen Steinbilder an unserem Turm teils der einen, teils der anderen Gruppe zu. Beachtenswert sind diese Feststellungen des Krieg von Hochfelden deshalb, weil die späteren Forscher, welche die Rätsel der Friesfiguren zu lösen suchten, über solche und ähnliche Vorstellungen, bis herein ins zwanzigste Jahrhundert kaum hinausgekommen sind.

K. Klaiber (Das Kloster Hirsau, 1886) übte scharfe Kritik an den bis dahin bekanntgewordenen Deutungen der Friesfiguren. Er kommt dann zu dem Schluß, eine befriedigende Erklärung dieser Steinbilder werde auch in Zukunft nicht möglich sein, da anzunehmen sei, daß auch der zerstörte Südturm einen ähnlichen Figurenfries als Ergänzung zu dem am nördlichen Turm gezeigt haben werde; dieser uns aber gänzlich unbekannt bleibe. Klaiber hat mit dieser Feststellung nicht völlig recht behalten. Auf dem an den Stumpf des Südwestturms anstoßenden Privatgrundstück wurden 1927 von mir zwei Bildsteine in geringer Tiefe gefunden. Nach der Lage des Fundorts und nach der Art ihrer Bearbeitung sind diese als Friesteile des abgetragenen Turmes anzusehen. Die Beschreibung dieser Fragmente soll unten erfolgen.

Auf die völlig abwegigen Deutungen, wonach germanisch-religiöses Gedankengut den Friesfiguren zugrunde läge, soll hier nicht näher eingegangen werden. Einen wesentlich anderen und wohl richtigeren Weg für eine Deutung solcher Skulpturen, wie sie sich im Hirsauer Figurenfries zeigen, hat R. Wiebel (Das Schottentor, Auslegung des Portalbildwerks der St. Jakobskirche in Regensburg) gefunden. Als Parallele zu dem dortigen Bildwerk bezeichnet er die mittleren Figuren am Hirsauer Eulenturm als Bilder der Sonne und Darstellungen der Himmelsrichtungen. Wir stimmen ihm hierin in der Hauptsache zu, fragen aber gleichzeitig nach einer entsprechenden Deutung der übrigen Friesfiguren an unserem Turm.

Unbefriedigt von den hier geschilderten Deutungsversuchen war es mir später möglich, den einheitlichen Sinn zu finden, der nach meiner Auffassung den gesamten Friesfiguren zugrunde liegt. Ausführlich dargestellt ist dies in meiner 1934 erschienenen Broschüre „Der astronomische Figurenfries am Hirsauer Klosterturm“. Ausgangspunkt dafür bildete vor allem die Erkenntnis, daß Abt Wilhelm, der Planer und Bauherr der Peter-Pauls-Kirche, als früherer Mönch im Kloster St. Emmeram zu Regensburg nicht nur als Freund, sondern in hohem Maße auch als Förderer der Sternkunde hervorgetreten ist. Nicht nur aus Wissensdrang, nein, auch aus praktischen Gründen: wegen der Zeiteinteilung und der Festberechnung wurde die Sternkunde an den Klöstern des früheren Mittelalters hoch gewertet.

Nachdem der Regensburger Mönch Wilhelm 1069

im Aureliuskloster eingetroffen war und kurz darauf die Abtwürde erhalten hatte, nahmen ihn die kirchenpolitischen Aufgaben – besonders während der Zeit des Investiturstreits – in so hohem Maße in Anspruch, daß ihm kaum noch Zeit für wissenschaftliche Arbeiten zur Verfügung stand. Es haben sich jedoch zwei Werke Wilhelms aus seiner Regensburger Zeit erhalten, betitelt „De Musica“ und der Prolog zu einem zweiten Werk „De Astronomia“. Dort schildert Wilhelm selbst, daß sich die Meister der Wissenschaft an ihn wandten und Schüler sich zu ihm herandrängten. Der Scholastiker Aribo erwähnt um die Mitte des 11. Jahrhunderts in einem seiner Werke den Mönch Wilhelm vom Kloster St. Emmeram und nennt diesen einen Orpheus und Pythagoras, d. h. einen Musiker und Mathematiker. Nach E. Zinner (Verzeichnis der astronomischen Handschriften) soll Wilhelm auch der Urheber von zwei ohne Namen des Verfassers vorhandenen sternkundlichen Schriften sein.

In dem Nachruf, den der bekannte Chronist Bernold dem 1091 verstorbenen Abt Wilhelm von Hirsau gewidmet hat, sind im Anschluß an dessen hervorragende Leistungen auf kirchlichem Gebiet auch seine wissenschaftlichen Werke hervorgehoben. Es heißt dort: „Er hat auch viele Denkmäler seiner natürlichen Begabung uns hinterlassen. Denn nach dem Vorbild der Halbkugel des Himmels erdachte er ein natürliches Horologium (Stundenzeiger). Er zeigte, wie man durch zuverlässige Versuche die natürlichen Solstitien oder Tag- und Nachtgleichen und den Stand der Welt findet . . . Im Quadrivium (die vier Lehrfächer: Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie) schien er fast allen Alten überlegen zu sein . . .“ Ganz ähnlich schreibt über diese Dinge auch der Hirsauer Prior Heimo, der die „Vita Wilhelmi“ kurz nach dem Tode seines Abtes verfaßt hat. Aus solchen 1091 entstandenen Berichten zuverlässiger Zeugen dürfte zu entnehmen sein, daß im Hirsauer Kloster auch die wissenschaftlichen Leistungen des großen Abtes noch nach dessen Tod entsprechend gewürdigt worden sind. Davon zeugt unseres Erachtens noch heute der Figurenfries an den Westtürmen der Klosterkirche zu St. Peter und Paul. Nach den Formen zu schließen, setzt E. Fiechter die Bauzeit der Türme in den Anfang des 12. Jahrhunderts.

a) Die Friesfiguren am erhaltenen Turm

Betrachtet man die Skulpturen am Hirsauer Turm zusammen als eine Einheit, so ergibt sich für den Fries folgende Zusammensetzung:

1. Gruppe: 7 zwischen Eck- und Mittelfiguren aufgestellte Skulpturen: 5 gehörnte Tiere; 1 vierspeichiges Rad; 1 menschliche Halbfigur.
2. Gruppe: 3 Mittelfiguren, in doppelter Höhe der übrigen Friesbilder: Bärtige Männer in Ordenstracht.
3. Gruppe: 7 Eckfiguren: Ruhende Löwen.

Der Fries enthält fünf gehörnte Tiere. Von diesen sind vier in der Richtung von links nach rechts, eines, und zwar (beginnend an der Westseite und von links nach rechts um den Turm gehend) das dritte in umgekehrter Richtung dargestellt. Auffallend ist die verschiedenartige Größe der gehörnten Tiere, sowie deren zum Ausdruck gebrachte unterschiedliche Gangart. Es dürfte einleuchtend erscheinen, daß hier nicht Zufall oder Spielerei des Bildhauers anzunehmen ist. Ein symbolischer Sinn, wie er an ähnlichen Bildwerken jener Zeit längst erkannt worden ist, liegt zweifellos auch dem Hirsauer Figurenfries zugrunde. Nach dem was oben über die Tätigkeit des Planers und Bauherrn der Peter-Pauls-Kirche, des Abtes Wilhelm, auf dem Gebiete der Astronomie kurz dargestellt worden ist, liegt es nahe, bei unserem Figurenfries an astronomische Symbole zu denken.

Die Zahl der im Altertum und im Mittelalter bekannten Planeten war = 5. Beim äußersten Planeten angefangen ist die Reihenfolge: Saturn, Jupiter, Mars, Venus, Merkur. Dazu kamen noch die sogenannten „Lichter“: Sonne und Mond, die den Planeten zugezählt wurden, aber doch stets eine besondere Betrachtung erfuhren. Man vergleiche damit die gehörnten Tiere im Fries, so ergibt sich bezüglich Zahl, Reihenfolge und Größe sowie dargestellter Gangart eine Übereinstimmung zwischen diesen und den fünf Planeten, so wie es die gewöhnliche Beobachtung der Gestirne und der Stand der damaligen astronomischen Kenntnisse ergaben. Beachtenswert ist auch, daß das dritte Tier, das symbolisch den Mars darstellen würde, in umgekehrter Richtung dargestellt ist. Dieser Planet galt schon im Altertum als der widerspenstige unter den Wandelsternen, weil er die eigenartigsten Bahnverhältnisse aufweist. Zudem sahen die alten Sterndeuter in dem Mars den Planeten, der aktiv zum Bösen treibe. Es ist daher einleuchtend, daß gerade diese Tierfigur abweichend von den andern dargestellt ist.

Von den Skulpturen, die an der West-, Süd- und Nordseite zwischen den Eck- und Mittelfiguren aufgestellt sind, fehlen in dieser Betrachtung noch zwei: das vierspeichige Rad und die menschliche Halbfigur



Der Fries auf der Südseite.

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

an der Nordseite. Verfolgen wir die oben angezeigte Linie weiter, so fügt sich das Rad, als Zeichen der Sonne, an der richtigen Stelle den symbolisch dargestellten fünf Planeten an. Das letzte Bild in dieser Reihe ist die menschliche Halbfigur, dicht neben dem Sonnenrad stehend. Die Gestalt ist bartlos und dürfte als weiblich gedacht sein. In einer zu Anfang des 12. Jahrhunderts verfaßten Schrift über Philosophie und Astronomie lautet eine der Kapitelüberschriften: „Von dem Ort der Sonne und warum ihr der Mond nahe sein müsse.“ Wir halten daher diese Figur für das Mondsymbold (im Lateinischen weiblich, Luna = Mondgöttin).

Ebenso wie die bisher besprochenen Bilder stellen nach unserer Auffassung auch die Mittelfiguren astronomische Sinnbilder dar. Die Tatsache, daß die drei bärtigen Männer in Ordenstracht an die Laienbrüder oder Bärtlinge erinnern, hat öfters zu der Annahme geführt, in den Mittelfiguren sei dem untergeordneten Stand dieser Ordensangehörigen ein Denkmal gesetzt worden. Sofern wir nur das Bildmäßige ins Auge fassen, erscheint diese Auffassung nicht abwegig. Wie schon die erwähnten Tierbilder gezeigt haben dürften, ist aber bei den gesamten Friesfiguren die äußere

Erscheinung als das Sekundäre, als das Primäre dagegen die ihnen zugrunde liegende Symbolik anzusehen. Bezüglich der Mittelfiguren an unserem Turm hat schon Richard Wiebel mit Recht darauf hingewiesen, daß insbesondere die Armstellungen der Männer zu beachten seien. Abweichend von Wiebel, der in unseren Mittelfiguren eine bildliche Darstellung des täglichen Sonnenlaufs erkennen will, sehen wir in den Mittelfiguren des Eulenturms den absteigenden Teil des Jahreslaufs der Sonne durch den Tierkreis. Nach J. Grimm wurde noch im Mittelhochdeutschen das Jahr gewöhnlich in eine Sommer- und eine Winterhälfte geteilt, obwohl man auch damals schon vier Jahreszeiten kannte.

Der Bärtling an der Südseite des Turmes greift mit den stark abgebeugten Armen nach oben, um einen ihm im Nacken liegenden Stein mit beiden Händen zu halten. Die schiefe Kopfstellung und die auswärts gestemmen Beine zeigen das Bemühen des Mannes, den ihm im Nacken liegenden Stein in waagrechter Richtung zu halten. Dies ist der Waagepunkt der Ekliptik (Tierkreiszeichen Waage = Herbst, Tag- und Nachtgleiche).



Der Fries an der Nordseite.

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

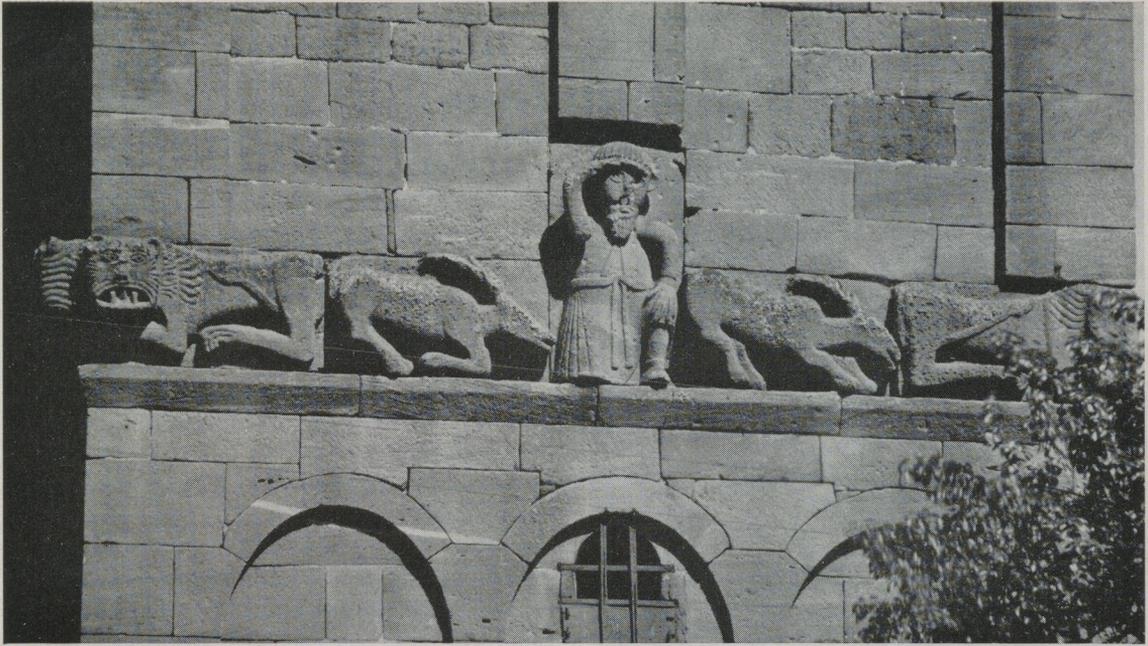
Das völlige Gegenstück zu der Darstellung dieses Bärtlings zeigt sein Partner an der Nordseite. Dessen beide Arme hängen schlaff herab. Zu beachten ist auch seine Kahlköpfigkeit. Das Fehlen des Haarschmucks und die völlige Ruhestellung der Arme lassen diesen Mann als greisenhaft erscheinen. Er zeigt bildlich das Wintersolstitium (= Tierkreiszeichen Steinbock). Hat die Sonne diesen Punkt der Ekliptik erreicht, so ist sie kraftlos und beschreibt den kleinsten Tagesbogen.

Der westseitige Bärtling, der die Mitte zwischen seinen Partnern an der Süd- und Nordseite des Turmes einnimmt, hat den linken Arm in Ruhestellung gebracht, den rechten vermag er noch bis zur Stirnhöhe zu heben, ohne sich gegen eine drückende Last zu stemmen. Also ein Nachlassen der Kraft gegenüber der Mittelfigur am südlichen Fries, aber noch keine völlige Kraftlosigkeit, wie sie der nordseitige Bärtling zeigt. Die drei Mittelfiguren des Turmes stellen symbolisch den absteigenden Teil des Jahreslaufs der Sonne durch den Tierkreis dar.

Ruhende Löwen umrahmen auf den drei friesgeschmückten Seiten (Süd, West und Nord) die bisher

besprochenen Skulpturen. Die Löwen sind einheitlich, wie nach einer Schablone geformt. Nur in der Körperlänge weichen sie etwas voneinander ab, was bedingt ist durch den größeren oder kleineren Raum, der für die Anbringung der Horntiere benötigt wurde. Die Eckfiguren an unserem Turm unterscheiden sich daher deutlich von den übrigen Steinbildern. Sie können nur gemeinsam einen bestimmten Gedanken zum Ausdruck bringen. Diese Tiere sind hier aufzufassen als symbolische Wächter und Schutzgeister. Mit den übrigen Bildern haben sie keinen unmittelbaren Zusammenhang.

Die durch das Friesband belebten Seiten würden zusammen sechs Löwen als Eckfiguren ergeben. Ein weiteres dieser Tiere ist jedoch an der Nordecke der sonst frieslosen Ostseite angebracht. Dies fällt auf, wird aber verständlich, wenn wir die hohe Bedeutung der Zahl „Sieben“ an den Kirchen des Mittelalters beachten. Der im Fries dargestellte Himmel der Gestirne wird nach allen vier Himmelsrichtungen bewacht. Die wachhaltenden Löwen erinnern in ihrer Siebenzahl an den Gedanken der Heiligkeit, also an göttlichen Schutz.



Der Fries an der Westseite.

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

b) *Die aufgefundenen Friesteile vom zerstörten Turm*

Der Seite 216 dargestellte Bildstein fand sich am Fuße des zerstörten Turmes, Mitte der Westseite. Er ist daher mit größter Wahrscheinlichkeit als die westliche Mittelfigur des südlichen Westturmes anzusehen. Die Maße sind übereinstimmend mit denen der Mittelfiguren am erhaltenen Turm. In der Bearbeitung zeigen sich große Unterschiede zwischen dieser Figur und den Bärtlingen am Eulenturm. Hier Profil – dort Frontalstellung; hier ein rückwärts gebeugter Oberkörper und ein scharf aufwärts gerichteter Blick, im Gegensatz zu den Bärtlingen, deren Blick erdwärts gerichtet ist. Das bartlose Gesicht des Mannes auf dem neugefundenen Bildstein ließe an einen Mönch denken, doch fehlt die Tonsur, und das Gewand des Mannes entspricht keineswegs der Ordenstracht. Wir haben es also hier weder mit einem Mönch noch mit einem Laienbruder zu tun. Das Gewand des Mannes ist lang und enganliegend; es endigt unten in fächerartigem Faltenwurf. Dies entspricht etwa dem, was J. Dieffenbacher (Deutsches Leben im 12. und 13. Jahrhundert II) über das „gewant“ der Herren aus jenem Zeitraum berichtet.

Da wir dieses Friesfragment als die westliche Mittelfigur des zerstörten Turmes anzusehen haben, ist der

eine aufgehobene Arm dieses Mannes besonders zu beachten. Hier wird nach unserer Auffassung symbolisch die Mitte des Bogens der Ekliptik zwischen Frühlingspunkt und Sommersolstitium dargestellt. Demnach wären für die Süd- und Nordseite dieses Turmes ähnliche, ebenfalls im Profil dargestellte Mittelfiguren anzunehmen.

Der zweite aufgefundene Bildstein – ein Bruchstück – zeigt die hintere Hälfte eines Löwen, genau in der gleichen Bearbeitung, wie wir diese Tierfiguren am erhaltenen Turme kennen. Über Gegenstücke zu den unter „Gruppe 1“ genannten Skulpturen ist vom zerstörten Turm nichts bekannt, da Bruchstücke dieser Art bisher nicht gefunden worden sind. Immerhin wissen wir nun, auf Grund der aufgefundenen Fragmente, daß auch der zerstörte Turm friesengeschmückt war und daß dessen Bilder als Ergänzung zu denen am erhaltenen Turme gedacht waren.

2. *Das Regensburger Astrolabium*

In doppelter Hinsicht ist diese Steinplastik von hoher Bedeutung. Einmal als astronomisches Lehrgerät, zum andern als kunstgeschichtliches Objekt des deutschen Mittelalters in einer besonders schönen Ausführung. Mit vollem Recht erhielt daher das Astrolabium,



Bildstein vom zerstörten Turm.

nachdem dessen hoher Wert erkannt worden war, einen Ehrenplatz im Museum der Stadt Regensburg.

Die figürliche und ornamentale Darstellung dieser Bildsäule entsprechend zu würdigen, ist Sache der Kunsthistoriker. Wir verweisen hierzu besonders auf die neueste Veröffentlichung von R. Strobel (in „Romanische Architektur in Regensburg“ 1965). Dort ist beides: die ornamentale Darstellung und der wissenschaftliche Verwendungszweck des Astrolabiums mit großer Gründlichkeit behandelt. Weitere Literatur zu diesem Gegenstand ist der genannten Abhandlung zu entnehmen.

Wir beschränken uns hier auf den oberen, für unsere Betrachtung wichtigen Teil der 2,57 m hohen Bildsäule. Betrachten wir diese näher, so sehen wir einen hohen, schmalen Rechteckpfeiler, der in einer Kreisscheibe endigt. Davor erhebt sich eine dünne Achtecksäule, die Kapitell und Kämpfer trägt. Darüber zeigt sich, als Krönung des Bildwerks, eine im Profil dargestellte kniende, männliche Figur. Beide Arme sowie das linke Bein des Mannes sind verstümmelt.

Ergänzen wir die fehlenden Stücke, so zeigt sich, daß die linke Hand auf dem Knie des aufgesetzten rechten Beines ruht und daß der abgebeugte rechte Arm nach oben greift, um die Hand schützend vor das emporblickende Gesicht zu legen. Auch ohne die erläuternde Umschrift auf der rückwärtigen Scheibe würden wir nach der körperlichen Stellung dieses Mannes am ehesten auf die Darstellung eines Astronomen schließen, der aufmerksam den Himmel der Gestirne betrachtet. Diese Vermutung wird durch die lateinische Umschrift zur Gewißheit; sie lautet übersetzt: „Der Sterne Lauf hat Aratus mit dem Zeichenstab gemessen.“ An Kopf und Hand der Statue sind Bohrlöcher zu erkennen, in denen wohl einst ein solches Gerät befestigt war.

Nach der genannten Umschrift haben wir es also hier nicht mit einer symbolischen Gestalt, sondern mit einer historisch gesicherten Persönlichkeit zu tun: sie stellt den griechischen Sternkundigen Aratos dar. Dieser ist bezeugt für das Jahr 270 v. Chr. Weithin bekannt geworden ist er durch sein astronomisches Lehrgedicht, in welchem Sternerscheinungen und Wetterzeichen behandelt sind. Diese Arbeit fand Anerkennung nicht nur bei den Griechen und Römern, nein, auch später an den Klöstern des Abendlandes. Selbst der Apostel Paulus zitiert bei seiner Rede auf dem Areopag zu Athen den Aratos, wenn er bemerkt: „... wie auch etliche Poeten bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts...“ Im Lehrgedicht des Aratos lesen wir: „... Ja, des Zeus bedürfen wir alle / Seines Geschlechts auch sind wir...“ Es ist daher verständlich, daß der Planer unseres Astrolabiums die Darstellung des Aratos für die Krönung seines Lehrgeräts wählte.

Als Lehrgerät im Sinne des Wortes kann aber nicht die eigentliche Schauseite der Steinplastik bezeichnet werden. Dafür gilt vielmehr die Rückseite der kreisrunden Scheibe, vor welcher die Statue aufgestellt gefunden hat. Dort ist ein Liniensystem der Sphärenkreise mit Gradeinteilung in feiner Weise eingeritzt. Vorhanden sind auch Bohrlöcher zum Einstecken von Stiften. Erläutert wird das Ganze durch die lateinische Umschrift auf der Rückseite der Scheibe; sie lautet übersetzt: „Die Breitenkreise, die Hauptpunkte des Himmels, die Lage der äußersten Tierzeichen, alles dies wird beim Blick auf die Stifte sichtbar.“ Damit ist die Rückseite der Scheibe als astronomisch-wissenschaftliches Lehrgerät gekennzeichnet. Die Bedeutung des Astrolabiums wird aber noch wesentlich erhöht durch dessen künstlerische Ausgestaltung und besonders durch die Krönung des Werkes in der Statue des griechischen Sternkundigen Aratos.

Schluß

Wir gingen davon aus, daß das Regensburger Astrolabium und der Hirsauer Figurenfries bezüglich Planung und Entwurf mit größter Wahrscheinlichkeit auf den gleichen Urheber, d. h. auf Wilhelm, Mönch im Kloster St. Emmeram und späteren Hirsauer Abt, zurückgehen. Da in beiden Fällen zeitgenössische Belege über den Urheber fehlen, seien die Forschungsergebnisse darüber hier kurz zusammengefaßt. Zunächst zum Astrolabium, als dem älteren der beiden Werke. Mit Sicherheit stammt dieses aus dem Kloster St. Emmeram. Dort war es lange Zeit verschollen. Bei einer Suchaktion im Jahre 1783 fand es sich dann im Kreuzgarten stehend, von Rosen umwachsen. Die mündliche Tradition nannte zwar immer den Mönch Wilhelm als dessen Urheber. Wegen Streitfragen bezüglich der Entstehungszeit konnte aber erst in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts der obere und wesentliche Teil der Bildsäule mit Sicherheit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, Sockel und Basis dagegen dem 13. Jahrhundert zugesprochen werden (vgl. dazu R. Strobel a. a. O. und E. Zinner, *Gesch. d. Sternkunde u. d. Verzeichnis d. astronomischen Handschriften*).

Im Zusammenhang mit der Lösung der genannten Streitfrage konnte auch der gesicherte Nachweis dafür erbracht werden, daß einzelne Teile des Lehrgeräts aufs genaueste verschiedenen Zeichnungen entsprechen, die sich als Arbeiten des Mönchs Wilhelm aus dem Kloster St. Emmeram erhalten haben. Es gilt daher nun als Gewißheit, daß ein namhafter, aber unbekannter Künstler das Astrolabium nach der Idee und den astronomischen Angaben Wilhelms geschaffen hat.

Bezüglich dem Hirsauer Figurenfries steht die Entstehungszeit von vornherein fest: es sind die ersten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts. Eine äußere Übereinstimmung zwischen dem Fries und dem Astrolabium kann nicht erwartet werden. Auch die figurliche Bearbeitung zeigt große Unterschiede zwischen beiden Objekten. In Regensburg, das in einem Brief an den Abt von St. Emmeram vom Jahre 1050 als ein zweites Athen bezeichnet wird, waren um jene Zeit namhafte Künstler vorhanden, die imstande waren, ein Werk wie das Astrolabium hervorzubringen. Die plumpen Figuren im Hirsauer Fries lassen jedoch auf Steinmetzen mit nur geringer Kunstfertigkeit schließen. Und dennoch – was im Figurenfries symbolisch zum Ausdruck gebracht werden sollte, ist unseres Erachtens für den nicht voreingenommenen Beschauer deutlich zu erkennen.



Das Regensburger Astrolabium.

Im gesamten Hirsauer Schriftwerk konnten bis heute keine Angaben über Ausführung und Bedeutung der Friesfiguren gefunden werden. Wir sind daher zur Begründung unserer These vor allem auf die oben genannten astronomisch-wissenschaftlichen Arbeiten des Regensburger Mönchs Wilhelm und auf das diesem zugeschriebene Astrolabium angewiesen. Dabei finden wir: Was in diesen Werken klar und unmißverständlich dargelegt ist, zeigt der Hirsauer Figurenfries in symbolischer Form.

„So wachsat Sätz ond Reim . . .“

Der Bauerndichter Michel Eberhardt aus Zoltingen

Von Ottmar Engelhardt

Dort, wo das Kesseltal die letzten Ausläufer der Schwäbischen Alb der Donau zuführt, liegt etwas erhöht über den Talwiesen das nur 120 Seelen zählende Dörfchen Zoltingen, in dem ein Jahr vor Ausbruch des ersten Weltkrieges der Bauerndichter Michel Eberhardt geboren wurde. In einem strohgedeckten Kleinbauernhaus wurde der Bub in die Wiege gelegt, und in der Welt des kleinen Bauerndorfes ist der Michel aufgewachsen.

Dr Vater ischt em Acker gwest,
Ond i, i hab ehm gmeht.
A Mehner sei', de'scht wohl a Fescht,
Für ds jede Baurake'd! . . .

Und wie sein Vater und alle seine Vorfahren, so blieb auch Michel Eberhardt dem Bauernberuf treu. Seine Liebe zur Literatur, zur Dichtkunst, kommt jedoch nicht von ungefähr. Schon dem kleinen Volksschüler hatte es die vielhundertbändige Bibliothek des lesehungrigen Vaters angetan. Deren eifriges Studium – „von Homer bis Hamsun“ – mag dann den dichterischen Quell, der sich in den letzten Jahrzehnten in reicher Fülle ergoß, zum Strömen gebracht haben. Den Urgrund seiner Fruchtbarkeit aber sieht Michel Eberhardt selbst in der Summe seines Geschlechts: „Ich glaube, daß jeder von meinem Geschlecht, der gepflegt und gesät und geerntet hat, der seine Zeit lebte, und, als sie abgelaufen war, gestorben ist, nicht nur sichtbare, sondern auch unsichtbare Spuren zurückließ, die sich vervielfältigt haben von Generation zu Generation, aber immer heimlich und verborgen geblieben sind, bis sie dann ein zwölfjähriger Bub nicht mehr verbergen konnte:

Und in einer leisen Stunde
Faßte mich die erste Not,
War mir allererste Kunde
Von dem fordernden Gebot

Warf die junge, zarte Seele
Hin und her ein wilder Schwung,
Fragt' nicht zärtlich, was ihr fehle,
War nur lauter Forderung.

Ein unbändig heißes Fragen
Zog mir stürmisch ins Gemüt.
Aus dem allertiefsten Zagen
Stieg herauf mein erstes Lied.

Zehn Jahre aber hat der junge Michel ganz im Verborgenen neben der Hof- und Stallarbeit an seinem

„wunderlichen zweiten Ich“ gearbeitet: „Ich schrieb mit heißem Herzen und heißem Kopf, und wenn beide wieder kühl wurden, dann erkannte ich qualvoll die Unzulänglichkeit des Geschaffenen, und das meiste habe ich immer wieder vernichtet“, so erzählt uns der kleine, bescheidene Mann, dessen helle, kluge Augen den aufmerksamen Beobachter und gründlichen Denker verraten, der nicht nur als Bauer seinen Mann stellt, sondern auch bei der Arbeit mit der Feder, die ihn oft bis tief in die Nacht hinein gefangenhält.

Außerlich wuchs Michel Eberhardt heran wie jedes andere Dorfkind. Die Bauernarbeit füllte seine Tage. Sie durfte nie leiden unter dem, was ihn immer stärker zu bewegen und zu bedrängen begann. Ein ganzes Jahrzehnt hat er sich um Form und Ausdruck bemüht, bis er von 1935 an laufend Gedichte, Erzählungen und volks- und heimatkundliche Arbeiten veröffentlichte. 1936 erschien sein erstes Buch, ein Bändchen mit schwäbischen Mundartgedichten, dem 1938 ein zweites folgte.

Es wachsat Koara, Gras ond Kraut
Ond Doaraschleah ond Nessel,
Em Riaser Land, so weit ma's baut,
An Eger, Wenz ond Kessel.

Ond grad so wachsat Sätz ond Reim
Bei mir, en guate Stonda.
I schwätz nor von bei ons drhoim
Ond hab so manches gfonda.

Es führt a alter Bronnaschacht
Tiaf nei en Volk ond Leba.
Aus dem kascht schöpfa Tag ond Nacht,
Er will no allweil geba.

Du groaßa, starka Hoimetkraft,
Du Guat aus alte Taga,
Des aus'mBoda wirkt ond schafft,
Du sollscht mei Liader traga!

Sein Bauernberuf und sein schriftstellerisches Schaffen sind eins. Denn er könnte, wie er selbst sagt, niemals Schriftsteller sein, wenn er nicht auch zugleich Bauer wäre. Wie der unvergessene Christian Wagner aus Warmbronn gehört auch Eberhardt zu den Schwaben, in denen sich Bauerntum und Dichtertum in seltener Harmonie vereinen.

. . . Palmarum em Kalender stoht,
Ma schmeckt's direkt, daß nauswärts goht.
Drom g'hört dr Pfluag en Boda nei?
Dr Acker wart. Schloif auf! Spann ei'!



Michel Eberhardt stellt auch am Schreibtisch seinen Mann.

Aufnahme Engelhardt

„Bei os drhoim“, „Baurafeierte“, „Einsamer Acker- gang“ und „Der alte Brunnen“ sind die bisher von Michel Eberhardt im Verlag Georg Wagner in Nördlingen erschienenen Gedichtbände überschrieben. Doch erschöpft sich seine Arbeit damit bei weitem nicht. In zahlreichen Zeitungen, Zeitschriften und Kalendern sind Erzählungen von ihm abgedruckt worden, und der Krieg, der ihn durch Wehrdienst und Gefangenschaft neun Jahre lang von der Heimat fernhielt, ließ seiner Feder den Roman „Das andere Ufer“ entspringen, ebenso die ersten Szenen seines Schwäbischen Weihnachtsspiels.

Mit dem Tod des Vaters übernahm Michel Eberhardt die volle Verantwortung für die kleine Landwirtschaft und für seine eigene, 1950 gegründete Familie. Bis zum Jahre 1962, in dem er einen andern Hof erwerben konnte, lebte er im alten, strohgedeckten Haus am Ortsrand, das schon 1818 stand, neuerdings aber abgebrochen werden mußte.

Alle Seiten des menschlichen Lebens erfaßt Eberhardts Fabulierkunst. Und was immer er besingt, die bäuerliche Arbeit, Frühling und Lebenslust, Herbst und Tod, die Derbheit des bäuerlich-menschlichen Urgrunds, das Zarte in der Natur und in der Liebe – immer wieder werden wir gepackt von der ungekünstelten und doch so wortgewandten und treffsicheren Art seines Ausdrucks, die zweifellos im Mundartlichen am stärksten zur Wirkung kommt.

Malefizisch duschte semmer,
Doch a so muaß sei',
Hä, was isch denn, trenka wemmer!
Mare, schenk os ei'!

Vüsche nei en ds volle Leba,
Vüsche nei en ds Glas.
Was oim gut tuat, muaß oin heba,
Ja, os füatrat naaß . . .

Neben diesen derb zupackenden Tönen seines „Trinklieds“ erklingen spitzbübisch verliebte:



Das jetzt abgebrochene strohgedeckte Bauernhaus.

Aufnahme Engelhardt

Henterm Gartaheckle
 Ischt dr Wasa grea.
 Mit meim alta Scheckle
 Fahr i naus en ds Klea.
 Fahr a weng auf d'Seita
 Spitz durchs Heckle nei,
 Denn beim Schnitleschneida
 Muaß mei Schätzle sei . . .

Das vergangene Jahr brachte neben einem Schauspiel „Friedrich von Hürnheim“ das er für die Nördlinger Freilichtbühne „Alte Bastei“ geschrieben hatte, sein letztes bisher gedrucktes Werk „Mensch und Erde“ – Geschichten und Verse aus dem Bauernleben (Fränkisch-Schwäbischer Heimatverlag Oettingen i. Bay.). Auch in diesem Werk wird wieder das Leben seiner Rieser Heimat lebendig und mächtig. Es ist ein Büchlein für stille Stunden, in dem seine Geschichten „Zwischen Tag und Dunkel“, „Der Klostermüller“ und „Die neunte Garbe“ in alle Tiefen bäuerlichen Empfindens weisen und seine Verse eine weiter gereifte Meisterschaft verraten:

Brombeeren

Ei, was soll mr auf deam Bänkle hocka?
 Woicher hockt se's auf'm greana Mias.

Mädle, komm, os gont ge Brombeerbrocka!
 Schwarze Beerla woiß i, reif ond süaß.

Was, du könnst sott Beerla net vrtraga?
 Ond dei Muater . . .? – O, du Ke'd, du klois!
 Dommerle, des brauchst ihr doch net saga,
 Sia lebt grad so, wann's oh des net woiß.

Nearda hot's no sotte Beerla geba,
 Glob mr's, wia en ds Schmied seim Hölzle dont.
 Sotte Schleckerla vrstüaßat ds Leba.
 Loß di glüschte macha. – Komm, os gont!

Bleibt noch zu sagen, daß Michel Eberhardt seit einem guten Dutzend von Jahren in fast 200 Rundfunksendungen wie kaum einer den bäuerlichen Alltag der Öffentlichkeit nahegebracht hat. Als wachsender und unbestechlicher Chronist hat er das Dorf im Umbruch unserer Zeit charakterisiert und damit wertvolle volkskundliche Arbeit geleistet. Eine große Gemeinde von Freunden schätzt heute diesen Mann, der zu den bedeutendsten Mundartdichtern schwäbischer Zunge gezählt werden muß, als feinsinnigen Deuter schwäbischen Wesens, als einen, der aufrecht und ohne Pathos der Heimat die Treue hält und aus dem tiefen Brunnen des Volkes schöpft.

Freizeitansprüche und Landesentwicklung

Von Gerhard Ziegler

Wenn man das Glück des Lebens an der Größe und Schönheit der gestellten Aufgaben mißt, dann leben wir in einer wahrhaft glücklichen Zeit. Daß wir Deutschen allerdings unsere eigentlichen Aufgaben in der Welt noch nicht erkannten, hat uns und manchen anderen Völkern so viel Unglück gebracht. Darum sollte jedes Atemholen eines solchen Fest- und Feiertages, wie des heutigen, dazu beitragen, uns bewußter unserer Aufgaben und froher zu machen.

Große Lebensrhythmen der Freizeit

Krankenfzeit

Vieles bewegt einem das Herz an einem solch festlichen Tage: Als ich zusagte, diesen Festvortrag über Freizeitansprüche und Landesentwicklung zu halten, konnte ich noch nicht wissen, daß ich so lange krank werden würde. Krankheit aber ist eine besondere Art von Freizeit: Sie gibt *erzwungene Freizeit*. Der Anteil der Kranken im Volk wird immer größer. So gewinnt auch die Krankenfzeit immer größere Bedeutung. Dies um so mehr, als leider in einer Wohlstandsgesellschaft nicht nur die Kranken Krankenfzeit in Anspruch nehmen, sondern auch arbeitscheue Krankengeldjäger und schließlich eine dritte Gruppe, von der die Ärzte sagen, sie treten eine „Flucht in die Krankheit“ an. Diese Flucht nimmt zu. Sie bedeutet für viele Menschen so etwas wie eine letzte Rettung vor dem aufreibenden und oft auch gefährlichen Leben, das sie zu führen gezwungen sind, in dem ihnen aber ein innerer Halt fehlt. Freizeitansprüche für Krankenzeiten, das bedeutet von außen her, vom sichtbaren Niederschlag in der Landesentwicklung her gesehen, Raum für Krankenhäuser, Sanatorien, Erholungsheime, Ärzte, Krankenschwestern, Apotheken, Raum für Kurorte, Heilpflanzenanbau und chemische Werke. Mit einem gewissen Stolz darf ich sagen, daß in unserem Lande seit Jahren ein langfristiger Plan des Innenministeriums zur Entwicklung des Krankenhauswesens besteht.

Altersfreizeit

Noch mit einer anderen Art von Freizeit habe ich soeben Bekanntschaft gemacht: Seit einem Monat bin

ich außer Dienst und in den sogenannten Ruhestand getreten, in die Altersfreizeit. Auch diese Art von Freizeit stellt besondere Ansprüche an die Landesentwicklung. Auch die Alten, nicht mehr im Arbeitsprozeß Stehenden, nehmen prozentual stark zu. Die Planer berechnen voraus, für wieviel alte Menschen zu sorgen ist, wie und wo ihren Ansprüchen am besten Rechnung getragen werden kann, jedenfalls möglichst nicht ganz abseits ihres bisherigen Lebensbereiches. Draußen auf dem Land oder in der Kleinstadt stünde wohl billigeres Land zur Verfügung. Die Rentner hätten dort vielleicht Ruhe, ein auskömmliches Dasein und anheimelnde Umgebung. Sie wären dort gern gesehene Mitbürger, und ihre Renten bedeuteten ein nicht zu unterschätzendes wirtschaftliches, ihre verbleibende Arbeitskraft und nicht zu unterschätzende Bildung ein erhebliches kulturelles Gewicht in der Kleinstadt. Andere meinen, der bessere Standort für Altersheime, Pflegeheime usw. sei irgendwo im Strom des städtischen Lebens an einer ruhigen Stelle, mitten in einem größeren Baublock, wie ich es in Wien gesehen habe, oder gar in der Nähe von Schulen mit fröhlich nachwachsender Jugend, beim Stadtpark, bei einer Bibliothek. Auf Grund solcher Berechnungen und Überlegungen entstand in Zusammenarbeit mit vielen Personen und Stellen in unserem Land der sogenannte Landesaltenplan des Innenministeriums.

Andere Freizeiten

Außer den Kranken- und Altersfreizeiten gibt es bekanntlich die Jugendfreizeit und die täglichen, wöchentlichen und jährlichen Freizeiten. Die Kriegsfreizeiten wollen wir nicht mit einrechnen, obwohl viele Kriege auch deshalb entstanden, weil es den Männern zu langweilig daheim war. Denn Kriegsfreizeiten zerstören das Land und seine Entwicklung.

Die Erfordernisse der Jugendfreizeit stellen, zumal in der Großstadt, gewaltige Ansprüche an Land und Geld für Spiel- und Sportstätten, Jugendhäuser, Freibäder, Hausgärten, Spielwiesen, Wanderwegenetze, Jugendherbergen usw. Sache des Städtebaus ist es vor allem, für die Ansprüche der täglichen Freizeit zu sorgen, während die Regionalplanung mehr für die wöchentlichen Freizeitansprüche und die Landes-

planung mehr für die großen Nah- und Fernerholungsgebiete zu sorgen hat.

Alle diese Freizeiten verlangten zu allen Zeiten jedenfalls Überlegungen und Entscheidungen darüber, wie man sie im Rahmen der menschlichen Gesellschaft am sinnvollsten verbringen könnte. Solche Entscheidungen haben sich im Lauf der Jahrhunderte als Sitte und Gewohnheit niedergeschlagen in der Jugendpflege, Feierabendgestaltung, in den Regelungen der Nachtruhe, der Festgestaltung und den Erbsitten. Von uns sind angesichts des stürmischen Wandels unserer sozialen Verhältnisse – Herr Staatssekretär Ernst sprach sogar von einer „Metamorphose der Menschheit“, in der wir stünden – neue Überlegungen und Entscheidungen verlangt. Nicht umsonst schreibt Herr Ministerpräsident Dr. Kiesinger in seinem Grußwort zum heutigen Tag: „Heute ist es ein Problem, Freizeit sinnvoll zu verbringen.“ Jede Zeitung gibt seitenweise, Rundfunk und Fernsehen stundenweise Ratschläge und Verlockungen für neuen Freizeitgebrauch. Die Meinungen gehen weit auseinander, was daran vernünftig und gut, was töricht und schädlich ist.

Freizeitansprüche bei uns

Wir leben in einem hochindustrialisierten Land mit alter Kultur und besonderen Sitten. Unsere Freizeitansprüche sind geprägt von der Art unserer Arbeit. Unsere Arbeit, ja praktisch unser ganzes Leben, wird bestimmt durch eine allgegenwärtige Technik und Arbeitsteilung, die bis in jede Werkstatt, jedes Kontor, ja bis zum Urberuf des Bauern jede Tätigkeit erfaßt hat. In der Freizeit suchen wir nach Ausgleich zu dieser Arbeit. Unsere Freizeitansprüche sind hoch und unser Raum ist sehr beschränkt. Nur der Planer, der alle Ansprüche auf Karten einzeichnet, weiß das. Im Blick der Welt bildet die Bundesrepublik Deutschland ja nur eine Art großer verstärkter Region, ähnlich der zwischen Boston und Washington, nur etwas kleiner. Da Europa noch immer politisch zerschnitten ist, kann es nicht anders sein, als daß unsere hauptsächlichlichen Erholungsgebiete außerhalb unserer Grenzen liegen. Nach 12 Jahren Klausur vor und in dem Krieg und den Armutszeiten nach dem Krieg sind die Grenzen endlich offen. Das ist ein wahrer Segen! (Möchten ihn die Mitteldeutschen doch auch bald bekommen.) Wir aber müssen mit unseren Kräften und unserem Raum haushalten, denn wie soll es in Zukunft werden, wenn wir, wie das Statistische Bundesamt kürzlich berechnete, 68 Millionen Ein-

wohner im Raum der Bundesrepublik Deutschland allein, mit allem Nötigen versorgen sollen? Es bleibt uns nichts übrig als zu prüfen, welche Ansprüche denn gut und berechtigt und wieweit die wachsenden Ansprüche überhaupt zu erfüllen sind.

Die Urteile darüber divergieren völlig, ja sogar schon bezüglich der nötigen Zeitspanne der Freizeit. Viele Unternehmer, vor allem aber der Herr Bundeskanzler, meinen, wir hätten zuviel Freizeit. Ärzte, Soziologen und statistische Ämter geben andererseits so erschreckende Daten, daß man meinen könnte, wir hätten viel zu wenig Freizeit. Nahezu 50 % aller Menschen sterben an Herz-, Gefäß- und Kreislaufkrankheiten. Diese Zivilisationskrankheiten haben sich in den letzten 5 Jahren verdoppelt. Sie greifen auch immer mehr auf die Jugend über. $\frac{2}{3}$ aller Erwerbstätigen scheidet durchschnittlich 10 Jahre vor dem Erreichen der Altersgrenze aus dem Erwerbsleben aus. Die Kranken sind eine ungeheure wirtschaftliche Last für die Arbeitenden geworden. Kürzlich stellte ein Ärztekongreß sogar fest, mit der traditionellen Individual-Medizin allein sei angesichts der Zivilisations-Einflüsse, denen fast alle Menschen ausgesetzt sind, nicht mehr auszukommen. Die hohe Koronarsterblichkeit in den USA sei nur noch wie eine Infektionskrankheit zu behandeln. Sie gehe auf die besonderen Lebensgewohnheiten, sowie die religiösen und sozialen Konventionen unserer Gesellschaft zurück. Ein deutscher Professor sagt: „Auf keinen Fall kann sich auf die Dauer ein Volk einen solchen Verlust an seiner produktiven Substanz leisten, wie wir ihn in den letzten 10 Jahren in der Bundesrepublik Deutschland erlitten haben.“ Die Unternehmenseite weist darauf hin, daß die Forderung der Gewerkschaften nach einer schon automatisch steigenden Lohnkurve und immer kürzerer Arbeitszeit einfach unerfüllbar sei. Die Freizeit werde durch Schwarzarbeit von Millionen zu einer besser bezahlten Arbeitszeit umgewandelt auf Kosten der Arbeitsleistung in der festgelegten Normal-Arbeitszeit. Die Gewerkschaften fordern „bezahlten Bildungsurlaub“. Die Erfahrung lehre jedoch, daß der schon gebotene Freizeit-Spielraum trotz Bereitstellung aller Bildungsmöglichkeiten keineswegs als Bildungsurlaub benützt werde. Ein Wissenschaftler stellt fest, wir hätten überhaupt nicht zuviel Freizeit; erst jetzt hätten manche Gruppen von Facharbeitern das Maß an freier Zeit wiedergewonnen, das sie zum Ausgang des Mittelalters besaßen. Tatsache ist, daß wir offiziell die 45-Stunden-Woche haben, aber daß nur die Organisierten den Genuß davon haben, nicht aber die Hausfrauen, die freien Berufe, fast alle

Menschen in verantwortlichen Berufen bis hin zum Krankenpflagedienst und zur Landwirtschaft. Für viele von ihnen bleiben die meisten üblichen Freizeitansprüche blasse Theorie.

Jedenfalls muß eines recht merkwürdig berühren: Wenn ich mich nicht täusche, aber auf genaue Zahlen kommt es hier nicht an, kamen auf jede menschlich-biologische Arbeitskraft bereits 1958 in den USA 42 mechanisch installierte Arbeitskräfte, bei uns damals 19. Auch wenn man weiß, daß nur ein Teil der menschlichen Arbeit von Maschinen bewältigt werden kann, sollte man doch meinen, wir alle brauchten bloß 3 Arbeitstage in der Woche zu arbeiten. In Wirklichkeit sind aber weitaus die meisten Menschen überlastet. Hier sitzt wahrhaftig der Teufel drin! Solange wir ihn nicht herausfinden können, sind vermutlich alle Anstrengungen, die Freizeit richtig zu dosieren und sie richtig zu nützen, umsonst.

Alle diese Stimmen haben recht. Die Meinungsverschiedenheiten gehen darauf zurück, daß jeder nur einen Ausschnitt des Ganzen sieht.

Freizeitansprüche an den Raum

Der Planer muß aber ganz konkret sich entscheiden. In den Entwicklungsplänen für die Zukunft müssen die ganzen Ansprüche an den Raum miteinander so koordiniert werden, daß wir noch in Jahrzehnten Platz für alle Notwendigkeiten unseres Lebens haben und auch glücklich leben können.

Was die Freizeitansprüche an den Raum anbelangt, weiß man, daß sie mit Sicherheit noch erheblich steigen werden. Die Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland hat den in den Kriegs- und Nachkriegsjahren entstandenen gewaltigen Nachholbedarf an Ernährung und Industrie-Erzeugnissen hereingeholt. Man kann nicht noch mehr essen und kaum noch mehr Wäsche tragen, als wir das heute tun. Der Absatz beginnt nun abzuflauen, wenn auch nicht bei den Sonder- und Spitzenerzeugnissen. Die auf solche Weise freigesetzte Kaufkraft, die durch fortlaufende Steigerung des Wohlstands dauernd vermehrt wird, stürzt sich nun auf die Dienstleistungen und hier vor allem die Dienstleistungen zur Freizeitgestaltung. Freizeitflächen aller Art in den einzelnen Gemeinden, Naherholungsgebiete in der Nähe der Großstädte zum Gebrauch am Wochenende und Ferien-Erholungsgebiete im In- und Ausland für die Jahresfreizeit werden immer mehr den Druck dieser freigesetzten Kaufkraft spüren. Das Geld zum Kauf von Grundstücken, zum Bau von Unterkünften, Spiel-

plätzen, Skilifts, Campingplätzen usw. wird auf den Tisch gelegt. Den Forderungen wird entsprochen. Das ist ein gutes Geschäft. Die Kur- und Badegemeinden werden laufend ausgebaut werden müssen, neue entstehen. Denken Sie an die riesigen neu entstehenden Bade- und Vergnügungsstädte auf Zeit mit rauschendem Leben in der Saison und Geisterstadtcharakter außerhalb der Saison etwa an der italienischen Adria als Perlenbandstadt von 150 km Länge oder an Mamaia in Rumänien. Auch die Straßennetze von den Erwerbs- zu den Erholungszentren und -gebieten müssen verbessert werden und innerhalb der neuen Erholungsgebiete entstehen neue Aufschließungs- und Versorgungsnetze und immer neue Einrichtungen für Freizeitbedarf und Freizeitrummel.

Auf Freizeitansprüche gut vorbereitet

Trotz mancher noch fehlenden Freizeiteinrichtungen kann wohl gesagt werden, daß im allgemeinen für den Freizeitbedarf in der Bundesrepublik Deutschland recht gut vorgesorgt ist.

Die besten Voraussetzungen für die Freizeitgestaltung bieten unsere Landschaft und ihre Gemeinden. Fast bis in jedes kleine Dorf hinein ist die Bundesrepublik Deutschland noch ein einziger Garten. Diese hohe Landschafts- und Baukultur ist die wichtigste Grundlage für die geistige, seelische und körperliche Leistungsfähigkeit unseres Volks und für eine hohe Freizeitkultur. Sie ist auch die Grundlage für unsere Dienstleistungen an Besuchern aus dem Ausland. Diese hohe Landschafts- und Baukultur zu erhalten, indem sie laufend auch den neuen Erfordernissen meisterschaftlich angepaßt wird – das ist zu einer Lebensfrage für uns geworden. Ich muß hier sagen, daß ich besonders traurig darüber bin, wie viele Besucher gerade aus den USA beim Anblick so mancher unser neuer Großsiedlungen zu mir sagen: „Wir begreifen nicht, warum ihr in Europa nicht das Gute, sondern das Schlechte von uns kopiert.“

Bis in alle Einzelheiten sind bei uns auch die Fehlbestände an Freizeiteinrichtungen in den Gemeinden, Regionen und Ländern erfaßt, und zwar für alle Arten von Freizeit. Es ist ein Jammer, daß man in der Öffentlichkeit kaum etwas von den ungezählten Plänen und Vorbereitungen weiß. Schuld an diesem Mißstand ist bekanntlich die Gier auf den Inhalt der öffentlichen Kassen und die Landspekulation. Ich könnte Ihnen für unser Land alle Zahlen nennen. Aber was sollen Zahlen? Sie ändern sich, wenn sich die Normen ändern und je nachdem Geld oder, wie

wir hoffentlich bald einsehen lernen, Arbeitskräfte zur Verfügung stehen.

Gefährliche Tendenzen

Was aber unbedingt im Volk bekannt werden sollte, ist die Tatsache, daß wir fröhlich unbedacht in altgewohnten Denkbahnen marschieren und schweren Gefahren entgegentreiben. Ich kann nur wenige nennen:

1. *Ausverkauf der Landschaft*

Hier ist als erstes der wilde Ausverkauf schöner Landschaftsteile zu nennen. Beispiel: Von 92 km Ufer der Salzburger Seen sind lediglich 18 km noch frei zugänglich. Nicht anders ist das bei uns am Bodensee etwa. An den wenigen noch frei zugänglichen Ufern und Naturschönheiten ballen sich die Erholungssuchenden zu Zehntausenden. Der Verkauf von Ufergebieten und Naturschönheiten an Private war früher, bei dünner Besiedlung, durchaus richtig. Wir verdanken heute unsre schönsten Ufergestaltungen und -parke privaten Besitzern aus früherer Zeit. Heute aber ist dieser – fast möchte ich sagen – Totalausverkauf sozial nicht mehr zu verantworten! Prof. W. Jäger, Wien, stellt fest: „Die Zerstörung der (Nah-)Erholungslandschaft Wienerwald hat (durch Parzellierung, Verbauung der schönsten Teile usw.) ein kaum vorstellbares Ausmaß erreicht, und zwar gerade durch einen Teil jener Menschen, die hier Erholung finden sollen.“ „Es müssen in erster Linie Erholungsmöglichkeiten, die allen offen stehen, gesichert bzw. geschaffen werden. Erst wenn diese in einem Mindestausmaß bestehen, dürfen persönliche Interessen einzelner, die diesem Erfordernis allenfalls entgegenstehen, berücksichtigt werden.“ Diese Forderung ist völlig berechtigt. Überlegen wir doch: Wem ist denn letztlich damit gedient, wenn so viele unserer schönsten erholsamsten Gebiete von Zäunen eingegrenzt nur an wenigen Wochenenden und Ferien von wenigen Menschen gesehen und erlebt werden können und dürfen? Darf das immer so weitergehen? Ganz sicherlich nicht. Aber sagen wir es ganz nüchtern: Jägers Forderung bleibt ein frommer Wunsch – es sei denn, man habe ungeheuer viel Geld zum Aufkauf von Naturschönheiten; und das haben wir nicht! Und es sei denn, die Maßgebenden gäben sich ernsthaft Mühe, das Eigentumsrecht zu beseitigen; und das tun sie nicht. Damit hier keine Mißverständnisse entstehen: Ich meine die Beseitigung des Eigentums-

rechts zwecks Erhaltung des Eigentumsrechts und nicht etwa, wie in den Sozialistischen Ländern, zwecks Errichtung neuer Nutzungsprivilegien für die bevorzugten Klassen. Jedenfalls, so wie wir heute denken, bleiben diese Freizeiterfordernisse nichts als Papierwünsche.

Ich weiß auch sehr wohl, daß es kaum möglich erscheint – vor allem den Richtern nicht – zu verhindern, daß weitere Schönheiten von einzelnen Begüterten aufgekauft werden und daß es ganz hoffnungslos ist, wo diese sitzen, sie wegzubringen. Aber dann soll man sich auch nicht wundern, wenn eines Tages über solchem Eigentumsrecht die Dämme brechen.

2. *Waldeinöde*

Eine weitere Gefahr: Die Eigenart und Schönheit unserer Landschaft wird zerstört dadurch, daß der Wald immer weiter herabrückt in die Wiesen und Äcker der sogenannten Grenzböden. Das geschieht regellos, so wie die Grundeigentümer sich dazu veranlaßt fühlen. Eine Waldeinöde kommt. Die Wälder ganz allgemein werden ungepflegt werden. Es rentiert sich für alle, die keinen Zuverdienst oder, wie der Staat, Steuermittel haben, nicht mehr Feldbau und auf die Dauer auch ordentlichen Waldbau dort zu treiben. Die Sache scheint hoffnungslos. Das Volk ahnt kaum die Folgen dieses Bruches mit jahrhundertelanger Tradition. So lassen wir's halt treiben und begnügen uns mit Festreden.

Gehen Sie herum in unseren Mittelgebirgen oder – noch schlimmer – an allen Stadträndern mit z. T. sehr guten Böden – auch hier hat diese „amerikanische Krankheit“ Fuß gefaßt. Überall unabgemähte Wiesen, unbebaute Felder, völlig verluderte Obstbäume und Gärten, zerfallende Feldwege.

3. *„Erschließung“ von Naturschönheiten*

Eine weitere Gefahr liegt in der fortlaufenden Aufschließung von Naturschönheiten durch Verkehrsadern. Nichts darf mehr geheim und still bleiben. Wirklich fortschrittliche Planer sind der Meinung, Naturschönheiten dürften verkehrsmäßig nicht mehr durchfahren, sondern nur noch durch Stichstraßen aufgeschlossen werden. So auch müßten alle Seeuferstraßen wegfallen und einer kammartigen Erschließung vom Hinterland her Platz machen. Endlich hat Bundesminister Seeböhm in den letzten Tagen dies für den Bodensee so entschieden. Aber wie weit ist die Praxis allgemein noch von solchem Tun entfernt. Oft sind die betroffenen Gemeinden viel aufgeschlossener als die Straßenbaubehörden.

4. Zerstörung von Freibädern

Und noch eine Gefahr: In meiner Jugend konnte man noch überall in unserem Lande frei in allen Flüssen baden. Heute kann man's fast nirgends mehr. Aber mit Millionen-Beträgen müssen überall Schwimmbäder gebaut werden. Es ist einfach absurd, zu gleicher Zeit schönste, weit ausgedehnte und gut im Land verteilte Badestrände mit lebendigem Wasser zu vernichten und gleichzeitig mit größten Mitteln sterile, gechlorte Schwimmbecken auszubauen. Gelingt es nicht, solche Verschwendung und Vernichtung abzustoppen, so kann man von rechter Freizeitkultur nicht reden.

5. Die Zerstörung der Landschaft durch Ausbeutung

von Kiesgruben und Mooren, die dann wie Mondlandschaften liegen bleiben, so übel sie ist, und so gut ihr Kampf gegen solches Liegenlassen ist, erscheint gegen solche Zerstörung im Großen fast als Kleinigkeit. Lassen wir's genug sein.

Naturparke

Aber noch ein Wort zu den Naturparken. Der sehr verdienstvolle Alfred Toepfer, Hamburg, hat die Bildung vieler Naturparke in der Bundesrepublik Deutschland erreicht. Das ist sicher für manche abgelegeneren Gebiete auch in Deutschland sehr gut. Mir scheint es jedoch von erheblicher Bedeutung zu sein, daß Baden-Württemberg als einziges Land auf solche Parke verzichtet hat. Die Sache kam bis vor den Landtag. Dort wurde erklärt, unser ganzes Land sei schon so schön gestaltet und genutzt, in besonders wertvollen Teilen auch geschützt, mit Wanderwegen, Schutzhütten, Parkplätzen an landschaftlich schönen Punkten, Rasthäusern usw. versehen, wie das in den Naturparken angestrebt werde. Man wolle nirgends einen massierten Touristenstrom hinlenken. Daß es hier zu Schwierigkeiten kam, liegt wohl mit an der Namensgebung und etwas unklaren Aufgabenstellung bei den Naturparken. So selbstverständlich Natur- und Landschaftsschutzgebiete sein müssen – Naturparke als Reservate, wie in Neusiedlungsländern, können wir in Baden-Württemberg nicht brauchen. Reine Erholungsgebiete sind wirtschaftlich nicht tragbar. Die genannten Gefahren werden durch Naturparke nicht gebannt. Die Form der Naturparke, die für uns paßt, ist tatsächlich in der heutigen Art der Freizeitnutzung unseres Lan-

des vorgegeben. Wenn nun noch eine Trennung von Nutzungen, wie sie beispielhaft der erfindungsreiche und energische Dir. Fahrbach in den Oasen der Ruhe durchgesetzt hat, weiter ausgebildet wird, ist ein Optimum sowohl für die dort Ansässigen als auch für die Erholungsuchenden gewährleistet. Unser ganzes Land ist weithin schon so eine Art von Naturpark, wie er in Zukunft in so dicht besiedelten hochindustrialisierten Ländern ohne Wildnisflächen allein noch sinnvoll ist. Es muß als derartiger Naturpark insgesamt weiter ausgebildet werden. Aber dazu eben gehört allerdings noch erheblich mehr tätiges Verständnis der Bevölkerung.

Ausblicke

Wir sehen also, es wäre nötig, einem großen Teil unseres Volkes erst einmal die offiziell eingeführten Freizeiten zu sichern, die gerechtfertigten Freizeitansprüche im Raum durchzusetzen, den Ausverkauf der Landschaft abzuwenden, die Flüsse wieder sauber zu bekommen und das Eigentumsrecht zu beseitigen. Jeder, der in der Praxis damit zu tun hat, weiß, daß das einfach viel zu weit gegriffen, undurchführbar, illusionär ist. Das ist klar. Wie könnte es anders sein nach 500 Jahren Ausbildung in den exakten Wissenschaften und Vernachlässigung der Geisteswissenschaften? Wie gestern gesagt wurde: Man weiß nicht mehr, was der Mensch ist und was er braucht in seinen Arbeits- und Freizeiten. Für die mittlere Zukunft sehe ich deshalb auch schwarz. Es wird in absehbarer Zeit nicht gelingen, die Menschen aus den alten Denkbahnen, die für das 18. und 19. Jahrhundert richtig waren, zu lösen. Sie nehmen die großen neuen Ideen ihrer Landsleute einfach nicht an. Sie versuchen es weiter mit unbrauchbaren Mitteln, Appellen an die Vernunft, die Moral, die Einsicht, mit Forderungen an den Staat und mit Kleinkämpfen im einzelnen. Letztere halte ich für wichtig genug, um wenigstens bei den unbewußten Zerstörern ein schlechtes Gewissen zu wecken und Schlimmstes zu verhüten. Wirklich helfen können aber nur die großen Ideen. Unter ihnen verstehe ich z. B. ein richtiges Erkennen des Wesens der modernen Wirtschaft als Dreieitigkeit von Produzenten, Teilern und Verbrauchern, die Beseitigung, wie gesagt, des Eigentumsrechtes, und endlich etwas Verständnis für den schöpferischen Geist, der allein die Welt vorwärts bringen kann und der eben kein geistiger Überbau über die wirtschaftlichen Verhältnisse ist, wie der dialektische Materialismus meint. Für die

mittlere Zukunft also sehe ich auch ganz schwarz, aber für die fernere Zukunft besteht doch alle Hoffnung. Es künden sich deutliche Zeichen tiefgehender Wandlungen an:

Die Erhebung der Verbraucher

So wie das 19. und 20. Jahrhundert die Erhebung der Lohnarbeiter brachte, wird das 20. und 21. Jahrhundert die Erhebung der Verbraucher bringen. Schon macht man offiziell Warenteste, schon redet man von Verbrauchermarkt, schon sagte vor einigen Tagen der Hauptgeschäftsführer des Verbandes der deutschen Automobilindustrie – bedenken Sie, einer der großen Schlüsselindustrien! –, man brauche keine dauernden Produktionssteigerungen, sondern müsse sich nach den Verbrauchern richten. Die Umnebelung, die durch die Denkfehler großer Angelsachsen wie Roger Bacon, Newton und Darwin entstand, beginnt zu weichen. Es zeigt sich, inwiefern sich der Mensch vom Tier unterscheidet, daß das Leben nicht bloß wilder Konkurrenzkampf ist. An seine Stelle wird nach den nächsten Zusammenbrüchen die Form der Assoziation zwischen Produzenten, Verteilern und Verbrauchern treten. Die Verbraucher werden durch Verabredung und Vertrag das an unsinniger Produktion, an Zerstörung der Natur und des Menschen verhindern, was heute kein Staat und keine wohlmeinenden Appelle mehr erzwingen können.

Hoffnungsvolle Jugend

Oder betrachten Sie, wie entgegen allen pessimistischen Prognosen und trotz der gewinn gierigen Verbreitung von Rauschgiften und Massentourismus bei uns etwa die Jugend wieder viel mehr wandert, wie sie sich bildet und anstrengt, wie sie Gruppen bildet, in denen lebendiger Geist wirkt, denken Sie an die Aktion Sühnezeichen, die freiwillige Altenhilfe, die Säuberung der Landschaft vom Abfall, die Tierschutz-Jugendgruppen. Trotz aller Marktwirtschaft wird unendlich vieles an Liebe (statt Konkurrenzkampf) investiert und wird opfervoll ohne Bezahlung gearbeitet. Und wie wieder musiziert wird: In einer deutschen Universitätsstadt, die vor dem Krieg drei Klavierlehrer hatte, sind heute bei Verdopplung der Einwohnerzahl 60 Klavierlehrer beschäftigt. Nur keine Angst um den größten Teil unserer Jugend. Mit jeder Generation wachsen neue Kräfte. Man braucht ihnen nur die rechten Vorbilder zu ge-

ben und Wege zu bahnen. Die Jugend wird sie gehen. Aber wiederum wird den Ausschlag geben, ob genügend private Aktivität entfaltet wird. Hier bei Ihnen im deutschen Heimatbund, den Wander- und Singverbänden und so vielen anderen Vereinigungen da ist man auf dem rechten Weg! Bloß sind Sie viel zu zaghaft! Wenn nun erst noch die Verbraucher sich organisieren, dann wird Staunenswertes geleistet werden können. Sie aber halten so lange die Flamme am Brennen. Und was wird alles geschehen, wenn wir uns erst einmal mit den lebendigen Zukunftsideen eines sinnvollen Geldablaufs bekannt machen oder mit dem großen Leitbild der Stadt der Weite, der Fußgänger netze in der Stadt, der Verkehrserschließung der Stadtteile von außen und nach außen, statt daß man den ganzen Verkehr im Innern der Städte zusammen sammelt, wie die Fürstentädtebauer des 18. Jahrhunderts. Aber natürlich, noch nicht einmal so weit sind viele. Denken wir nur an das Beispiel Ludwigsburg, wo der Gemeinderat erst kürzlich trotz Ihres Eingreifens so bedauerlich nach alten, schlecht gewordenen Vorbildern entschieden hat und vermutlich die Staatlichen Straßenbau behörden erst recht.

Das Gesetz, nach dem wir angetreten

Wir sagten, unsere Bau- und Landschaftskultur werde sich unserer völlig veränderten Wirtschaftsstruktur anpassen müssen. Aber sie muß hohe Kultur bleiben. Amerikanische und russische Vorbilder können uns da wenig nützen. Wir haben uns selbst zu entscheiden! Nach dem sicher maßgeblichen Urteil des USA-Präsidenten W. Wilson sind die Amerikaner nach einem ganz anderen Gesetz angetreten als wir. Sie kamen als „Viehtreiber und Waldläufer, deren Hände Axt, Peitsche und Büchse führten“. Der Farmer, der nutzt, ausbeutet, die Anbauarten je nach finanziellen Aussichten wechselt oder auch weiterzieht, und sein Land liegen läßt – es ist ja übergenug da –, die Prospektoren, die Bodenschätze ausbeuten und weitergehen, der Waldschmitter, der mit seiner Maschine den Wald erntet und dann verläßt. Bei uns aber stand neben allen wirtschaftlichen Überlegungen stets die Liebe zur Natur, zum Boden, zu Gras, Frucht, Baum und Tier, zur Schönheit, zur Welt. Der Bauer, nicht der Farmer, der Pfleger, nicht der Ausbeuter, war das Leitbild. Die Amerikaner machen heute größte Anstrengungen, auch zu einer solchen Einstellung zu kommen. Ist es nicht lächerlich, wenn wir versuchen, ihre alten Anschau-

ungen auf unseren engen Raum zu übertragen? Sollten wir ihnen nicht helfen, statt daß wir sie sklavisch nachahmen? Mögen diese Sklavengeister, die sich Modernisten nennen, aber Rückschrittler sind, sagen, was sie wollen. Wir sind nach einem anderen Gesetz angetreten und mit uns ungezählte andere Völker der Erde. Wir sind Pfleger des Landes und fühlen uns für es verantwortlich. Dieses Gesetz und der überall im Volk vorhandene Schönheitssinn wird niemals die auf reiner Utilität beruhende Landschaftsform der Kolchose oder der Getreide- und Viehfabrikdörfer der USA annehmen, noch auch die Formen russischer Waldeinöden und des amerikanischen Buschwalds.

In der Bundesrepublik Deutschland fehlende Selbsthilfe

Man sagt uns Planern nun oft: „Ja, Ihr mit Euern schönen Plänen, das ist alles Theorie und bleibt Papier.“ Das ist natürlich törichtes Gerede. Denn diese Pläne werden ja laufend in irgendeiner Form verwirklicht. Aber sicher könnte sehr viel mehr geschehen als geschieht, wenn diejenigen, die Ansprüche stellen, nicht immer nur darauf warteten, daß andere ihnen ihre Ansprüche erfüllen. Pläne in Amtsstuben haben einen gewissen Wert, aber in den Händen und Herzen eines Volks könnten sie hundertfach an Wert gewinnen. Bei uns fehlt es jedenfalls noch in ausgesprochenem Maße an Eigeninitiative und Selbsthilfekräften. Fast 56 Millionen Amerikaner arbeiten freiwillig und unbezahlt für die Bedürfnisse der Allgemeinheit. Umgerechnet müßten das in Westdeutschland mindestens 15 Millionen sein. Sie könnten das, was in den Plänen niedergelegt ist, wohl erheblich schneller zustande bringen. In den USA zeigt man dem Besucher voll Stolz die selbstfinanzierte Hochschule, Musik- oder Turnhalle und das selbst ausgebaute Erholungsgebiet, die selbstgebaute Schule oder Bücherei und nicht zuletzt die völlig freiwillig finanzierten und gebauten Kirchen. Das spart Steuern, die Leute wissen endlich Vernünftiges mit ihrem überschüssigen Geld und ihren Kräften anzufangen. Vor allem aber weckt solches Tun das verständige Interesse der Staatsbürger wesentlich mehr als unsere Bemühungen um theoretische Staatsbürgerkunde.

Zum Schluß bin ich Ihnen aber noch eine Antwort schuldig, was im Sinne einer guten Landesentwicklung denn gut und was verderblich ist an unseren Freizeitansprüchen. Vieles habe ich schon angedeutet.

Es ist hier aber nicht der Ort, zu den allzuvielen Programmen ein neues zu geben. Aber zweierlei kann ich tun: Ich kann mit Ihnen ganz geschwind eine kleine Weltreise machen, damit wir sehen, wie andere Völker Freizeitansprüche geltend machen. Und ich kann Ihnen einen Richtpunkt geben zum Sinn der Weltreise überhaupt.

Kleine Weltreise

Eine materialistische Zeit, der als vielleicht doch wichtigstes Lebensziel eine möglichst hohe Produktivität vorschwebt, und die deshalb ihr Wohlergehen an einem möglichst hohen Sozialprodukt mißt, ist leicht geneigt, die Freizeit als Zeitabschnitte anzusehen, in denen man sich lediglich wieder tüchtig zur Arbeit und zu weiterer Produktion macht. Vor solchem Hintergrund der Arbeit kommt die Wissenschaft zu der Aussage, die tägliche Freizeit diene zur „Entmüdung“, die wöchentliche zur „Entspannung“, die jährliche zur „Erholung“. Das hat gewiß seine Berechtigung. Der besinnliche Mensch fragt sich dann aber doch, wozu denn die größte Freizeit, die wir haben, die Freizeit des Todes, dienen soll und wird. Und es tönt uns im Ohr, was Johannes Brahms so wunderbar vertont hat, „daß sie ruhen sollen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach“. Folgen vielleicht unsere Werke auch in unsere Freizeit? Wenn wir unbefangen beobachten, so können wir sicherlich sehen, daß unsere Art, die Freizeit zu verbringen, unmittelbar zusammenhängt mit der Art unserer Arbeit: Massenproduktion, Massenkonsum und Massentourismus, Hetze der Arbeit – Hetze durch die Freizeit, Enge der Arbeit und Sucht nach der Weite der Freizeit, Unnatur der Arbeit und Sehnsucht nach unberührter Natur in der Freizeit, sitzende Tätigkeit und ein Herausspringen in fast ekstatische Bewegung, Mobilität oft um ihrer selbst willen, Anspannung des Intellekts in der Arbeit und Anspannung ins Primitive in der Freizeit, Sinnlosigkeit der Arbeit und ein Suchen nach dem Sinn des Lebens in der Freizeit. Wir wissen, daß dies in anderen Kulturen und bei anderen Völkern ganz anders ist.

Fliegt man an einem Sonn- oder Feiertag aus der Bundesrepublik Deutschland gegen Osten – Welch ein Wechsel! Im Westen sind an Sonn- und Feiertagen die Autobahnen und Landstraßen angefüllt mit Fahrzeugen. Die Freizeit in der mobilen, freien Gesellschaft führt zu einem Sturz der Menschen aus den Großstädten heraus aufs Land zu den Schön-

heiten und Erholungsgebieten hin, zu Sportveranstaltungen, zu gegenseitigen Besuchen, auch einfach zur Mobilisierung, zur Selbstbestätigung, zur Betätigung eines Machtgefühls, das einem die tägliche untergeordnete Arbeit nicht gewährt: Man entfesselt durch einen Druck auf den Knopf 50 und mehr Pferdestärken.

Drüben im Osten – etwa in der sowjetischen Besatzungszone: Fast leere Straßen, vielleicht einmal eine Massenversammlung mit roten Fahnen. Am Werktag dagegen sind die Straßen, wenn auch nicht so stark wie bei uns, so doch gut befahren. Die Mobilität, die Kommunikation, ist drüben augenscheinlich fast ganz auf die Zeit der Arbeit, auf die Wochentage, künstlich beschränkt. Vielleicht dient die Freizeit dort mehr der Ruhe, vielleicht der Politik? Die Menschen, die von drüben zu uns kommen, leiden zuerst an unserer Betriebsamkeit. Drüben jedenfalls ist das Freizeitverhalten in erheblichem Maße staatlich zwangsgesteuert. Im Anblick einer oft so sinnlosen Verwendung oder Verschwendung unserer Freizeit meinen manche, auch bei uns sei ein solcher Zwang vielleicht ganz heilsam. Wäre mit unseren Freizeitansprüchen nicht ein zunehmend immer größeres Geschäft zu machen – ich bin nicht sicher, ob wir uns nicht zwecks Ersparnis von Benzin und Straßen auch mit solchen Einschränkungen schon befreundet hätten. Es war ja schon einmal so. Vielleicht kommt es wieder. Wer weiß das? Aber ich wünschte von Herzen, solche Einschränkungen kämen dann durch freie Überzeugung und Vereinbarung zustande und nicht durch staatlichen Zwang. Ich weiß, solches Denken ist bei uns unangenehm. Allzu gern werfen auch wir dem Staat alles Erdenkliche zur Regelung hin, um es nicht selber tun, selber keine Verantwortung übernehmen zu müssen. Wie gern auch übernimmt der Staat das alles; und die Etats, wie auch die staatlichen Maschinerien, wachsen. Staatlicher Zwang bei der Verwendung der Freizeit wäre aber ganz schlecht. Wenn nichts anderes, so sollten unsere eigenen Erfahrungen der dreißiger Jahre schrecken. Und schrecken sollte uns, wie man mit uns Deutschen etwas weiter östlich verfährt. Die Menschen dort haben sich gerade jetzt, wie Sie in den Zeitungen lesen können, gegen eine „totale Freizeitplanung“ zu wehren. Bewahre uns ein gütiger Gott vor solcher Staatsplanung. Ist es aber nicht bedeutsam, daß solches in Deutschland geschieht? Ergeben sich daraus nicht gerade für den Westen Deutschlands besondere Aufgaben? Wir sind hier gefragt, denn wir haben die Freiheit, in Freiwillig-

keit unsere Freizeitansprüche auf das Sinnvolle selbst einzuschränken.

Wenden wir unseren Blick noch weiter hinaus, ins Morgenland: Zu den großen Erlebnissen gehört ein Sabbath im neuen Staat Israel. Mag unsereiner die strengen Verhaltensregeln am Sabbath selbst nicht verstehen – es ist doch wahrhaft ergreifend, wie der größte Teil eines Volkes, vom Sonnenuntergang am Freitag angefangen, sich in religiösen Übungen und Enthaltensamkeit zurückzieht. Draußen auf dem Land sieht man kaum Verkehr auf den Straßen, ja nicht einmal Menschen. Alles bleibt zu Hause. Der ausländische Besucher wird zwar in seinen Gewohnheiten nicht behindert, aber alles werktägliche Leben ruht auch für ihn. Er wird einbezogen. Nur kleine Kinder sieht man ab und zu ganz leise irgendwo spielen. Sie drohen mit den Fingern: Wie könnt ihr bloß so töricht, blind und unfolgsam sein, am Feiertag Maschinen laufen zu lassen und zu reisen? Glaubt ihr denn nicht? Wißt ihr denn nicht? So liegt über dem ganzen Land in jeder 7. Nacht und jedem 7. Tag ein tiefer Friede. Wenn auch nicht alle Israelis den Sabbath so heiligen – es geht doch über das Land wie ein tiefes Atemholen, wie ein gesunder, feierlicher Schlaf, auf den ein besonders froher Samstagabend folgt. Auch so kann man Freizeit machen.

Gegen wir weiter nach Osten: In Ostasien werden – vielleicht ähnlich wie bei uns vor 100 Jahren – Freizeit und Arbeitszeit sozusagen ineinander gemischt, miteinander verbunden. Der Bauer in China oder Korea arbeitet auf den Feldern den ganzen Tag. Er hat keinen 8- oder 10-Stunden-Tag. Aber sein Tagewerk steht im Angesicht der Ahnen. Überall arbeitet er zwischen Gräbern, die unantastbar mitten in den Feldern liegen. Und überall sieht man ihn aufblicken, ruhig, fast meditativ. Er lebt ein Ineinandergewobensein von Arbeit und Freizeit. So in Japan, wo die Tempel wie im alten Griechenland auf den Anhöhen stehen. Die Götter blicken von ihnen aus über die Arbeit der Menschen. Und an freien Tagen gehen die Menschen dort zum Besuch der naturdienstlich-gottesdienstlich gepflegten öffentlichen Parks und heiligen Stätten. Sie wandeln langsam, andächtig und leise redend in ihnen. Auch bei den Handwerkern in der Stadt gehen Arbeit und freizeitliche Unterhaltung aus den weit gegen die Straße geöffneten Werkstätten mit den Passanten hin und her. Nur die großen Städte haben unsere Arbeits- und Freizeitgewohnheiten weithin übernommen. Aber auch in ihnen – sogar heute noch im sozialistischen China – üben die Schulkinder mitten

zwischen der Schularbeit immer wieder 10 Minuten Meditation. Und so sieht man die Erwachsenen sogar bei der Fahrt in der U-Bahn mit untergeschlagenen Beinen in der Zeit zwischen Ein- und Aussteigen meditieren.

In den Gebieten des nahen Ostens wiederum sind Freizeit und Arbeitszeit gewissermaßen noch nach Geschlechtern getrennt. Ein großer Teil der Männer in den kleineren Städten und Dörfern parlamentiert tagaus, tagein auf den Märkten und in den Gaststätten. Die Freizeit ist für sie über den halben oder ganzen Tag erstreckt. Sicher werden dort wichtige Dinge verhandelt, auch wenn die Männer nicht, wie die Peripatetiker im alten Athen, auf und ab wandeln, sondern eifrig sind am Brettspiel und langsam Tee schlürfen. Aber die Frauen in Haus und Feld arbeiten fröhlich von 5 Uhr am Morgen bis spät in die Nacht.

So unterschiedlich sind die Freizeitgewohnheiten und Ansprüche. Dünken wir uns nicht überlegen! Wer weiß, ob die Papierfluten und die nicht enden wollenden Telefonaden, die wir als „Arbeit“ produzieren, im Ende wertvoller sind als die Brettspiele der Araber? Jedenfalls sind dort nicht so viel Kranke wie bei uns, und unglücklicher scheinen die Menschen auch nicht zu sein, wohl aber wesentlich ärmer.

Wir könnten und sollten aus solchen Beobachtungen lernen. Denn, vergessen wir nicht, unsere Freizeitansprüche stehen im Blickfeld der Welt. Die hochindustrialisierten Völker sind heute weithin Vorbilder der Welt. Wir haben schon viel Schlechtes dort hinaus verpflanzt neben viel Gutem. Fühlen wir uns doch auch hier verantwortlich. Würden wir freimütig unsere Festtage bewußter erleben, würden wir den Segen der Meditation auf europäische Weise erfassen, würden wir uns darauf besinnen, was Schiller uns über Arbeit und Spiel gesagt hat – wie viel Krankheiten und Ängste ließen sich bannen. Würden wir uns besinnen. An Besinnung, so komisch das für die meisten heute klingt, fehlt es doch am meisten. Denken Sie nur, was für Folgen im praktischen Leben sich ergeben würden, wenn wir gewahr würden, daß in der Zeit allgemeiner Arbeitsteilung eigentlich niemand mehr für sich selbst, sondern nur noch für andere, die er oft gar nicht kennt, arbeiten kann. Er kann gar nicht anders. Wir und die Welt folgen aber noch immer Hitlers Devise: „Das Leben ist Kampf! Wer leben will, der kämpfe also.“

Und der Zenit, der Richtpunkt, von dem ich sprach:

Die Freizeiten sind schöpfungsbestimmt

Selten genug machen wir uns bewußt, daß alle Freizeiten, von denen wir sprachen, recht eigentlich von der Schöpfung gesetzt sind und von hierher ihren tieferen Sinn erst erhalten konnten. Unser menschliches Leben verläuft rhythmisch in Jahrsiebten. Nach dem ersten Jahrsiebt endet das Kleinkinderdasein. Die mitgebrachten ersten Zähne fallen aus. Man muß zur Schule. Nach dem zweiten Jahrsiebt tritt die Pubertät ein, wir fangen an, uns mit der Welt auseinander zu setzen, selbständig zu denken. Nach dem dritten Jahrsiebt greift sogar das Gesetz ein: Wir werden mündig. Im Gegensatz zur Pflanzen- und Tierwelt ist dem Menschen eine so lange Jugendfreizeit durch die Schöpfung gesetzt. In ihr soll sich die Gesellschaft üben, nur zu schenken, zu erziehen, Vorbild zu sein, Leben zu lehren. Diese besonderen Freizeitanprüche muß sie erfüllen. Nun denken Sie bitte an das, was wir zur verantwortlichen Selbsthilfe und zum Vorbildlichsein gesagt haben.

Je nach Ausbildung tritt der Mensch nach dem 2., 3. oder 4. Jahrsiebt ins volle Arbeitsleben ein. Nach dem 9. Jahrsiebt aber geht man aus dem Arbeitsleben heraus, in die *Altersfreizeit*, zu Aufgaben der Sammlung, der Rückschau, des Überblicks, zur Auswertung der Lebenserfahrungen. Dieses Zurücktreten aus dem Arbeitsleben ist so wichtig, daß es zu allen Zeiten rechtlich geregelt werden mußte, und sei es auch nur in der Weise äußerst armer australischer Buschmänner, die ihre alten Leute auf dünne Bäume klettern ließen. Junge Leute schüttelten die Bäume. Konnten sich die Alten oben halten, durften sie absteigen und weiterleben, fielen sie herab, so wurden sie verspeist. Bei uns werden die Alten „zur Ruhe gesetzt“. Man erwartet von ihnen keine leibliche Nahrung, kann aber doch wohl mit Recht einige geistige Nahrung erwarten. Es gehört zu den Merkwürdigkeiten unserer Zeit, daß wir unsere Altersfreizeit oft ganz anders nutzen. Es ist, als ob wir nicht richtig gelebt hätten. Denn nach dem 65. Lebensjahr glauben wir oft, eine jugendliche Aktivität entfalten zu müssen. Wir kommen nicht zu Ruhe und Rat, zur Überschau und Würde des Alters. Es ist, als hätten wir unser durch die Künste der Ärzte so verlängertes Leben ziemlich vertan. Die Jugend fühlt sich deshalb so oft gezwungen, den Rat der Alten als für sie unnütz zu verwerfen. Die Alten sind ja stehen geblieben! Falsch genutzte Lebens- und Freizeit führt zur Verachtung und Verbitterung. Und Kräfte fallen für die Landesentwicklung aus, die dort so dringend gebraucht würden. Viel mehr

als bisher sollten wir alle hinhören, um zu erkennen, was mit den schöpfungsbestimmten Jugend- und Altersfreizeiten gemeint ist, welche Ansprüche da an uns gestellt werden und welche nicht.

Die Rhythmik von Arbeit und Freizeit wird im Alten Testament sogar den göttlichen Schöpferwelten zugelegt, wenn der Vater-Gott „ruhte am 7. Tag von allen seinen Werken – und segnete den 7. Tag und heiligte ihn, deshalb, weil er an ihm geruht hatte und von allen seinen Werken“. Wer ruht eigentlich bei uns noch in diesem Sinn? Wenn wir über Freizeitansprüche reden, dürfen wir nicht vergessen, daß Freizeit und Werke so eng miteinander zusammenhängen. Sie sind Teile, Lebenspole eines Ganzen. Und der Schöpfer setzt gleich am Anfang seines Tuns, beim ersten seiner Werke, weitere Freizeiten. Da trennte er Licht und Finsternis und schuf damit den Rhythmus von Tag und Nacht. Die Nacht, das ist die große uns täglich geschenkte und unabdingbar notwendige Freizeit, in der Teile von uns im Schlaf heraustreten aus unserem Körper, um Rat und Hilfe bei den göttlichen Welten zu finden. Und als der Schöpfergott die Gestirne setzte und Pflanzen, Tiere und Menschen schuf, setzte er zugleich den Rhythmus der Jahreszeiten. Leider sind wir uns dieser Tatsache in unseren Jahresfesten und auch im Urlaub viel zu wenig bewußt. Wir verbringen sie oft wie ein Geschwätz. Aber wir bringen uns um lebenswichtige Erfahrungen, wenn wir diese schöpfungsgewollten Rhythmen nicht bewußt miterleben.

Es ist aber auch keineswegs so, daß bloß wir Ansprüche an die Freizeiten hätten. Nein, diese Freizeiten stellen Ansprüche an uns. Niemand setzt sich ungestraft über diese Rhythmen von Arbeit und Ruhe, Tag und Nacht, Arbeitstagen und Sonntag und den Rhythmus der Jahreszeiten und über deren Sinn hinweg. Wir aber machen so oft die Nacht zum Tag, den Sommer zum Winter und den Winter zum Sommer. Wir wollen so oft arbeiten, ohne zu ruhen. Wir bewundern die immer üblicher werdenden Marathonsitzungen, in denen schließlich Übermüdung und Unverstand siegen. Wir wollen aber auch ruhen, ohne zu arbeiten. Wie aber kann man ernten, ohne zu säen und geben, ohne zu sammeln? Handelt man diesen Lebensrhythmen zuwider, dann erkrankten die Natur, der Mensch und die Erde. Wir lehren das leider nicht in den Schulen. Wie sollen so aber Schüler und Erwachsene lernen, die Freizeiten richtig zu nutzen? In Rußland, wo vor 50 Jahren abstrakte Intelligenz mit rücksichtslosem Zwang den Sonntag

abschaffte, natürlich aus Kirchenfeindschaft, aber auch mit der einleuchtenden Begründung vom Wirtschaftlichen her, man könne bei wechselndem wöchentlichen Ruhetag einen ununterbrochenen Arbeitsprozeß sichern, da ist erst kürzlich der gemeinsame freie Wochentag wieder eingeführt worden. Die Familie, die menschliche Gemeinschaft verlangen dies.

Meine Damen und Herren: Bitte erkennen Sie doch, es geht hier bei der Freizeit nicht um erbauliche religiöse Betrachtungen. Es geht um Erdenrhythmen, um Schöpfergesetze, um Weltenharmonien. Und jeder von uns ist unweigerlich angesprochen, mit hinein verwoben. Ganz praktisch: Wenn wir einem wertvollsten Teil unseres Volkes einfach keine Freizeit mehr gönnen, mindestens ihren rechten Gebrauch nicht mehr ermöglichen, wenn diese dann zusammenbrechen, dann bricht auch das Fundament für unsere Wohlstandsgesellschaft zusammen. Jeder von uns, wo immer er in seiner Umgebung entdeckt, daß ein Mensch oder eine Menschengruppe so gegen alle Schöpfungsbestimmung überfordert wird, Sorge er sich um sie. Besinne Du Dich, greife Du ein, Sorge Du für Abhilfe. Wir haben uns im Grundgesetz als hohes Ziel gesetzt: „die freie Entwicklung der Persönlichkeit in der Gemeinschaft“. Die Freizeiten sichern und so nutzen, wie wir dies zusammen betrachtet haben – das heißt die freie Entwicklung der Persönlichkeit in der Gemeinschaft praktizieren.

Wir sagten zu Beginn: Wenn man das Glück des Lebens an der Größe und Schönheit der gestellten Aufgaben mißt, dann leben wir in einer wahrhaft glücklichen Zeit. Daß wir Deutschen allerdings unsere eigentlichen Aufgaben in der Welt noch nicht erkannten, hat uns und manchen anderen Völkern so viel Unglück gebracht. Sicher ist Heimat, wie Herr Oberbürgermeister Dr. Klett soeben sagte, Reichtum, ist Vergangenheit und Gegenwart. Vor allem aber ist sie Zukunft! Die Freizeit kann uns das lehren: Heimat ist *tätige Liebe*.

Die vorliegenden Ausführungen stellen den vollständigen Wortlaut des Festvortrags dar, den Ministerialdirigent a. D. Prof. Ziegler zum Tag der deutschen Heimatpflege am 2. Oktober 1966 in Stuttgart gehalten hat (bei der Feier hatte der Vortrag wegen Zeitknappheit gekürzt werden müssen).

Hasel und Holunder

Von Friedrich Alfred Schmid Noerr

Unkrautbäume nennt sie heute das Volk. Aber hinter dem Wort verbirgt sich ein doppelter Sinn. Gewiß, Hasel und Holler sind bei geringer Pflege ein wucherndes Strauchwerk. Wo man es rodet, da erreicht es nur selten jenen Baumwuchs, unter dessen Schatten einst so mancher Einödhof lag. Die Raschwüchsigkeit teilen Hasel und Holunder übrigens mit der Linde, die man deswegen noch nicht zu den Unkrautbäumen zählt. Aber Hasel und Holunder sind von allerlei Ungeziefer, geflügeltem und ungeflügeltem, bewohnt: das erst macht ihren Wildwuchs unheimlich, ihre Bedeutung für Glaube und Brauchtum zwiescheinig. Alles Ungeziefer ist des Teufels Schöpfung, ebenso wie alle Magie. Deshalb ist die frühgermanische Nahverbundenheit des Hasels mit dem Bauerngott Donar und die des Holunders mit Frau Holle und ihrem unterirdischen Heimchenvolk in christlicher Umdeutung, zum Teil wenigstens, zum Zeugnis dafür geworden, daß gerade diese beiden alten Hausbäume zu Hauptträgern und zu wichtigsten Werkzeugen des gesamten Zauberwesens im Volksaberglauben geworden sind. Solchem Hauszauber dienen die Haselstäbe, die in urtümlicher Weise Tempel- und Hofräume der Germanen umzirkten.

Frau Hasel ist heiliges Holz. Die Anrede „Frau“ gebührt ihr, wie der Linde, im gleichen Sinn uralter, vordristlich schon eingewurzelter Verehrung. Auch der Haselbusch ist Malbaum; ursprünglich wohl auch Grabhügelschmuck, wie die Linde. Manche Eigenschaften haben deshalb beide gemeinsam. So entspricht vor allem dem Lindwurm, der unter der Linde seine Hausung hat, der Haselwurm. Er ist gleichsam die Kleinausgabe des Drachen: er ist zur glückbringenden Hausnatter geworden, die manchmal ein Krönlein trägt zum Zeichen ihres Amtes als Beschützerin der Sippenseele. Als solche hat sie ihren Schlupf schon im steinzeitlichen Grab gehabt; und raschelt sie unterm Haselbusch, so bekundet sie damit zugleich auch dessen Verbundenheit mit Totenkult und Seelenzauber. Der Haselwurm – von vielen als Ringelnatter gedeutet – macht unsichtbar. Er verleiht bald dem, der ihn ehrt, bald auch dem, der ihn verzehrt, das Verstehen der Tier-, ja sogar der Baum- und Kräutersprache, also des gesamten Naturlebens,

kurz, aller Kreatur, und zeigt ihm verborgene Kräfte und Schätze.

Dergestalt übernimmt der Haselwurm gewisse Zauberverleistungen des Hasels selbst, unter dem er wohnt. Denn die Haselrute ist ja das klassische Werkzeug der Schatzsuche. Mit der gegabelten Haselrute begibt sich seit alters der Wünschelrutengänger auf die Suche nach kostbaren Wasser-, Erz- oder Edelmetalladern, die mehr oder minder tief in der Erde verborgen liegen, wie Gräberschätze. Nahe berühren sich da Aberglaube und erprobte Brauchtumserfahrung, die sich von Aufklärungsbeflissenheit so leicht nicht irren läßt. Freilich will altfränkisches Volk, daß die Wünschelrute am Karfreitagmorgen geschnitten werde; daß man zu diesem Zweck rückwärts und unbeschrien auf den Haselbusch zugehe, die Zweigabel durch die gespreizten Beine mit rein unwickelter Hand ziehe und zum Abschneiden ein neues Messer gebrauche; daß man dann die so gewonnene Gabel, von nackter Hand unberührt, in ein Täuflingskleid einbinde und am Altar (heimlich) mittaufen lasse. So erst nach höchst umständlicher Vor- und Zubereitung gewinnt die Wünschelrute ihre volle Kraft, so will es der Zauberbrauch; und so öffnet die Rute dann auch verschlossene Türen, entdeckt nicht nur Reichtümer, sondern auch Diebe und Mörder. Dann wirkt sie nicht nur in die Tiefe der Erde, sondern auch in die Ferne mit Sympathiezauber. Wer mit solcher Rute ein gebrauchtes Kleidungsstück eines abwesenden Trägers schlägt, der trifft dessen Besitzer, dem die Hiebe gelten sollen, überaus empfindlich: ein ideales Züchtigungsmittel ist als solches ein geweihter Haselstock.

Das erfuhr einst ein Soldat auf dem Weg von Pfäffingen nach Wurmlingen, da er in der Ferne einen Schäfer geruhsam auf seine Schippe gestützt stehen sah. Da nahm der Soldat sein Gewehr an die Backe und schoß dem Schäfer zum Spaß seinen Stab mitten entzwei, so daß der an ihn Angelehnte unsanft stürzte. Aber mein Schäfer, nicht faul, erkannte unterm sich wieder Aufrappeln den schadenfrohen Schützen; und er griff zum zerschossenen, aber geweihten Haselschuppen-Ende, zog sich die Hose ab, die er verwichen erst dem Soldaten abgekauft hatte, und prügelte sie ohne Erbarmen. Da verging dem

Soldaten dort drüben das Lachen. Er fühlte sich als bald am entsprechenden Leibesort empfindlich getroffen, hopste und schrie umsonst und mußte so viel von seinem gesunden Leder in der blutigen Hose lassen, als der Schäfer Fetzen aus der seinigen hieb. Nun lachte der Schäfer. Aber der Soldat mußte schwer hinkend in Würmlingen einziehen und noch oben-drein den Hohn der gesamten Bürgerschaft des Dorfes erdulden.

Eindeutig offenbart sich hier die Herkunft des „Knüppels aus dem Sack“ im Grimm'schen Märchen: es war ein geweihter Hasel, der dem geizigen Wirt den Rücken so erbärmlich bläute. Und auch ist es noch nicht lange her, da tat der Haselstock Wunder in der Hand des Jugenderziehers, da er mit diesem unfehlbaren Werkzeug den Geist jugendlicher Widersetzlichkeit öfters zum Guten kehrte.

Mit solchen Gaben ist indessen der Zauber des Haselstocks nicht erschöpft. Wo er auf den Acker gesteckt ist, da schadet kein Unwetter. Das Vieh, mit ihm gestrichen, wird fruchtbar, wie schon der schlaue Erzvater Jakob gewußt hat, da er geringelte Haselstäbe gebrauchte, um seine Herde zu mehren und einen reichlichen Milchertrag zu erzielen. Die Hexen scheuen die Nähe des Hasels, er stecke nun im Düngerhaufen oder in dem am Palmsonntag geweihten Palm- oder Neunerleikräuterbüschel. Auch gegen Fieber, das er unfehlbar an sich zieht, wie gegen sonstige Krankheit ist er gut nach altem Bauernglauben; sogar zum Ewigen Leben verhilft er, wenn man ihn dem Toten in die Hand und mit ins Grab gibt. Denn was in der Zeitenfrühe aus dem Grab hervorsproßte, das kehrt auch wieder mit Segen zum Grabhügel zurück. So also kehrt dann der Haselstock in der Hand des Toten als Zeichen der unsterblichen Sippenseele auch jetzt noch in die Bereiche seiner Herkunft heim, nachdem er auf Erden als Hagzaun um die Thing- oder Gerichtsstätte diesen Ort dem ländlichen Flurgott, dem herdfeuerbärtigen Donar, heilig bewahrt hielt. Nicht minder bedeutsam wie die Haselrute ist auch die Haselnuß. Wo der Apfelbaum aus klimatischen Gründen seltener seine Früchte reift, vertritt die Haselnuß mit ihrer Symbolik den Apfel durchwegs. Auch die Haselnuß ist Fruchtbarkeitssymbol. Deswegen gilt das gegenseitige Bewerfen mit Haselnüssen als ein besonders beliebtes Neckspiel zwischen Burschen und Mädchen während der winterlichen Abendzusammenkünfte in den ehemaligen Spinnstuben. Beim Haselnüsse-Knacken blühte einst die Liebe lichterloh auf:

Haselnüsse, schöne, braune, zeitige:

S'Mädel will vom Bua net weggeh,

ha, warum a?

Warum sollt's vom Bua a weggeh,

ha, warum a?

Ist die Lieb im Winter net akkrat so warm,

als wie im Summa?

Zeigt sich dann um den Johannistag ein reicher Nußansatz, dann gibts im Dorf auf den Herbst auch viele, wenn auch oftmals uneheliche Kinder. Mancherorts heißt „Haseln“ deswegen soviel wie „Liebeln“; und die Haselnuß, die in der Früh ein begehrtes Mädel im Schuh findet, verdeutlicht ihm ohne Flausen die Meinung und Wünsche des Liebhabers. So wird der Hasel, in einer nochmaligen Glaubenswendung, gleich dem Apfelbaum, zum Frauenbaum, etwa zum Grabbaum der Mutter, unter dem das Aschenbrödel ihre Hochzeitsgeschenke findet, heimlich vom Strauch geschüttelt; nachmals von „Maria unter dem Hasel“, der christlich umgefärbten, uralten Fruchtbarkeitsgöttin Frau Perchta oder Frau Holle beschenkt.

Hat der Name der Frau Holle etwas zu tun mit dem Namen des *Holunder*, der im deutschen Süden *Holder* oder *Hollerbaum* heißt? Der dem schwäbischen Familiennamen „Hölderle“ und also dem großen Schwabendichter Hölderlin den weitberühmten Namen verlieh? Sprachetymologisch wohl kaum; volketymologisch aber sehr viel. Der *Holunder* steht an urtümlicher Heiligkeit und Zaubermacht dem Hasel nicht nach. Als Haus- und Grabhügelbaum genießt er höchste Ehrfurcht. Man muß vor ihm den Hut abnehmen, ja, man muß vor ihm niederknien und ihn grüßen: „Guten Tag, grüne Marie!“ Seine sympathische Wirkungskraft ist schier unbegrenzt. Er vertritt im alten Bauernhaus, dessen Schmuck, Stolz und Hofheiligtum er immer war, nahezu die Hausapotheke und außerdem noch das Amt einer weisen Frau, von der man ja auch gemeiniglich annimmt, daß sie nicht nur die Kinder zur Welt bringen, sondern auch hexen könne. Das Zu- und Gegenhexen ist dann oft nicht so leicht und genau zu unterscheiden. Hauptsache: daß man den *Holunderbaum* nicht schädigt, nicht schlägt, nicht roh seiner Zweige beraubt. Es soll vorgekommen sein, daß ein rücksichtsloser, unfrommer Verstümmler am dritten Tag nach der Freveltat starb, oder daß ihm die Viehseuche auf einmal über den Hals kam. Man muß vielmehr den *Hollerbaum* höflich um Erlaubnis bitten und ihm ein Gegengeschenk anbieten, wenn man sein Holz zu einem vernünftigen Zweck braucht. Man reißt keinen Ast ab, man schnei-

det ihn säuberlich. Geht man fein höflich mit ihm um, dann wehrt der Holler den Mücken und dem Geziefer im Haus, das er an sich zieht. Dann wehrt er auch allem nur erdenklichen Unheil und fremder Hexerei. Auch der Viehstall, vor dem ein Hollerbaum steht, bleibt vor jeder Art von Zauberwesen verschont. Namentlich bei den gewöhnlichen Leiden des einfachen Lebens, wie Zahnweh, Fieber, Leibschmerz und Gliederreißen ist Holundersaft und Holunderblütentee bewährtes Hausmittel. Holunderholz gehört, wie das Haselholz, zum „neunerlei Holz“, mit dem man nach Neujahr das Haus räuchert. Die Räucherung vertreibt auf Jahrefrist Unholde und Hexen. Vergräbt man dazu die Körperabfälle, wie Haare und Nägel, unter dem Hollerbusch des Hauses und Hofes, dann können die bösen Leute in keiner Weise an den Vorsichtigen und seine Habe herankommen. Dies berichtet u. a. Montanus in seiner Schrift über deutsche Volkskunde.

Mit der Linde gemein hat der Holunder nicht nur das leichte Holz, sondern auch die Dicke des Markstranges. Aus Holundermark macht man zweierlei Zauberwerk: einmal die Kügelchen, mit denen man den Werwolf anschießt; sie verletzen ihn nicht, aber sie machen den Verdächtigen, der damit angeschossen wird, als Werwolf erkennbar. Und sodann schnitzt man aus dem Mark die kleinen Männlein, mit denen die Kinder spielen sollen, damit ihnen die kleinen Unterirdischen nicht schaden. Man muß sich aber hüten, daß man nicht ein Erdmännlein unversehens für ein Holundermännlein hält und sich damit Unsegen ins Haus holt. Denn mit Erdmännlein zu spielen, ist nicht ratsam, sie vertragen keine täppische Berührung und sind schnell beleidigt. Advokaten jedoch tragen gern ein Markmännlein in der Robe, „ut vincent in causis“, damit sie vor Gericht in ihren Rechtshändeln obsiegen —: so wenigstens denkt sich das der streitsüchtige Bauer, und führt deswegen seinerseits auch sein Markmännlein im Hosensack mit vor die Schranken.

Mit Linde und Hasel gemeinsam hat der Holunder aber auch die Würde des Grabhügel- und Sippen-Seelenbaums. Er wacht über den Toten. Alte Holunderbäume beschatten aller Orten die Friedhofsmauer. Uralt ist der Gebrauch des Holunderholzes bei der frühgermanischen Leichenverbrennung. Das Toten-

holz soll den Verstorbenen in jeder Weise begleiten. Man nimmt das Sargmaß mit einem Holunderstab; die Peitsche des Leichenkutschers soll von Hollerholz sein. Dem Toten gibt man Hasel- und Holderstecken kreuzweise in die Hand; und das Grabkreuz, oder wenigstens ein kleines Nebenkreuzlein soll aus ihm gemacht sein. Schlägt dann das frischgeschnittene Kreuzholz mit dem ihm einwohnenden starken Lebenstrieb noch einmal über dem Grab aus, dann ist das ein anrührendes Zeichen dafür, daß der Tote das ewige Leben der Sippenseele gewonnen oder bewahrt hat; christlich gwendet: daß er die ewige Seligkeit gefunden hat. — Was aber den Toten frommt, das schadet nicht selten den Lebenden: Blüht der Holunder im Herbst zum zweitenmal, so bedeutet das für das Haus, das er beschattet, einen nahen Todesfall. Es könnte wundernehmen, daß das wenig haltbare, wenn schon zähe Holunderholz zu den Lebenshölzern zählt. Es tut das aber auch im Gegensinn zum Eichenholz etwa: es gibt nicht Kraft, es nimmt nur Schwäche an sich, wie insgeheim auch der Lindenschild; und im übertragenen Sinn sogar nimmt es, wie jener, Not und Schuld dessen auf sich, der ihm entschlossen vertraut. Es hindert also den Tod nicht; es macht ihn aber schadlos, weil es allem Teufelswesen der Hölle tapfer wehrt. Es schützt vor Gift. Sein Laub, mit welchem man Holzgeschirr feigt, bewirkt, daß der Holzwurm es nicht befällt. Und den Maulwurf, den Gartenschädling, vertreibt er. Des Teufels mannigfache Geschöpfe, die Käfer, Schaben, Larven, Motten und andere „Holden“ werden vom Holder ins eigene Gezweig gebannt. Deshalb ist er der hilfreich reinigende, selbst die Unreinheit des Geziefers duldende Menschenfreund.

So wacht der Uralte, der Ellerhorn, der im Norden seinen Namen von den Ellern, den Elfen, den Schwarzalben der Tiefe überkam, über Hofstatt und Grab mit gleichem Zauberduft seiner spätblühenden Dolden, mit denen man die ländlichen Strauben knusprig backt und den schweißtreibenden, fieberlösenden Heiltee, den Fliedertee, kocht. Mit gleicher Fürsorge, mit gleicher Bergungsbereitschaft dient er allem, was in seinem Schatten Dämonenschutz, unter seinen Wurzeln Ruhe und ewigen Sippenfrieden sucht.

Der Mystiker Heinrich Amandus Seuse

Von Ludwig Heieck

Wenn wir des liebenswürdigen Dominikaners vom Bosensee gedenken, der am 25. Januar 1366 in Ulm gestorben ist, so soll das nicht der Repristinaton einer vergangenen Welt dienen, die nicht mehr die unsere sein kann, sondern die Komponente echter Gläubigkeit und Frömmigkeit, die in aller Mystik auch in andern Weltreligionen vorhanden ist, ins Bewußtsein rücken. Anders gesagt: die Mystik als eine zu allen Zeiten und in aller Welt vorfindbare religiöse Erscheinung ist auch heute noch eine Frage an die menschliche Existenz.

1.

Ludwig Kärcher nannte Seuse den „Johannes unter den deutschen Mystikern“, Philipp Strauch den „Poeten der deutschen Mystik, einen geistlichen Minnesänger, den letzten mittelhochdeutschen Dichter“. Er wurde nach einigen Forschern am 21. März 1300 in Konstanz, nach anderen einige Jahre früher in Überlingen als Sohn eines Ritters von Berg und einer Edlen von Suse geboren. Er nahm den Namen seiner Mutter an. Mit 13 Jahren trat er in den Predigerorden in Konstanz als Novize ein. Bis zu seinem 40. Lebensjahr lebte er als strenger Asket. In den Auseinandersetzungen zwischen Kaiser Ludwig dem Bayern und dem 197. Papst Johann XXII. stellte sich Seuse als Prior seines Konvents auf die Seite des Papstes. Mit dem Papst wird er aus Konstanz verbannt und lebte von 1339–1346 in der Verbannung in Dießenhofen, dem Bezirkshauptort des schweizerischen Kantons Thurgau, der schon 775 unter den Besitzungen des Klosters St. Gallen genannt wird. Da die Quellen über den äußeren Lebensgang Seuses sehr dürftig sind, ist dieser nur sehr schwer in seinem genauen zeitlichen Ablauf nachzuzeichnen und aus manchen eigenen Äußerungen Seuses in seinen Schriften vermutlich zu erschließen. Wahrscheinlich seit 1348 gehörte Seuse dem Dominikanerkloster in Ulm an, wo er auch, das ist ein feststehendes Datum, am 25. Januar 1366 gestorben ist.

Trotzdem ist Heinrich Seuse der einzige deutsche Mystiker, von dessen Persönlichkeit wir uns ein genaues Bild machen können. Nach Evelyn Underhill ist der Mystiker, wie andere schöpferische Geister, erst Mensch, dann Künstler: „... Sein, nicht Tun ist das erste Ziel des Mystikers.“ Auch Karl Bihlmeyer meinte: „Er wirkt mehr durch das, was er selbst war, als durch das, was er tat und lehrte.“ In seinen Schriften hat uns Seuse eine ausgedehnte Selbstdarstellung gegeben: aus allem, was er schreibt, spricht er selbst. Seine spekulativen Schriften sind inhaltlich-sachlich nicht originell. Hierin ist er ein Schüler Meister Eckharts. Es muß hier darauf verzichtet werden, die verschiedenen Deutungen der

Mystik bei Heinrich Seuse darzulegen. Aber in Stichworten seien die wichtigsten Deutungen genannt. So sah Denifle in ihm seinerzeit den kirchlichen Dichter. Wilhelm Preger wollte in Seuse evangelische Züge entdecken und ihn zu einer Art Vorreformator machen. Carl Schmidt nennt Seuse „schwärmerisch in sehr hohem Grade“. „Er ist in der Geschichte der Mystik der Repräsentant sowohl der lieblichsten als der finstersten Erzeugnisse des Mystizismus.“ Diesen aus einer bestimmten dogmatischen Sicht heraus wertenden Urteilen stehen mehr literarhistorische und literarkritische Urteile gegenüber, die im ganzen sachangemessener erscheinen. W. Wackernagel nennt Seuse einen „Minnesänger in Prosa und auf geistlichem Gebiet“. W. Scherer sagt von ihm, er sei weniger Theolog als Lyriker ... „Suso ist geradezu ein geistlicher Minnesänger in Prosa“. Karl Bihlmeyer schließt sich diesen Urteilen an: „Er ist der eigentliche Poet, genauer ausgedrückt, der Lyriker unter den deutschen Mystikern und mehr Dichter als mancher seiner verseschmiedenden Zeitgenossen; in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur verdient er daher auch einen Ehrenplatz.“ Und schließlich nennt Philipp Strauch Seuse geradezu „den letzten mittelhochdeutschen Dichter, mit dem die Periode abschließt“.

Beide Deutungsrichtungen, die theologisch-kirchliche wie die literarische, bedürfen aber einer gewissen Ergänzung und Korrektur. Seuse war weder nur Dichter noch nur Asket, Seelsorger, Prediger und mystischer Kontemplativer. Er war dies alles zugleich in seiner einen Person. Es wäre daher u. E. falsch in der Deutung der Mystik Seuses, mit Reinhold Seeberg festzustellen, er habe es nicht zur geschlossenen Einheit eines großen Charakters gebracht, wo das ganze wogende Getriebe der Seele von einem großen Motiv einem Ideal entgegengetrieben wird. Man würde gerade dem Wesen des mystischen Menschen, wie es in Seuse eine sehr spezifische aber eben auch einheitliche Gestalt gefunden hat, nicht gerecht. Der Mensch Seuse war von einem eigentümlichen Spannungsreichtum erfüllt, der nicht so sehr aus seinem äußeren Lebensablauf abzulesen ist, als vielmehr in seiner mystischen Lebensdichtung spürbar wird.

2.

Mit Heinrich Seuse nähern wir uns dem Ende des Mittelalters. Die glanzvolle Zeit der vorangehenden Jahrhunderte der Hochscholastik und Hochmystik wie auch die hohe Zeit der mittelalterlichen, zumeist höfischen Gesellschaft, beginnen zu schwinden. Das zuchtvolle höfische Leben, die Sitten der Stauferzeit waren längst

aufgelöst. Das Rittertum hatte seine edlen Formen verloren. Reiner Frauendienst – einst hatte man die Frauen im Blick auf die Gottesmutter verehrt – ging über in Zuchtlosigkeit und abstoßende Sinnlichkeit, der vornehme Ton der alten Waffenträger, der freie Verkehr der Ritter wurden verdrängt durch das Raubrittertum. Der Minnesang, der einmal die „Minne“ als reines und hohes Ideal in Versen und Tönen gepriesen hatte, war verklungen. Es war, aufs Ganze gesehen, eine Zeit des Abbruchs und Neuaufbaus, in der Seuse lebte. Für die Poesie, für ästhetische Interessen der Menschen blieb wenig Raum. In dieser Zeit des Sterbens und Dahinsiehens sang noch einmal im Schoß der Kirche, zunächst unerkant und verborgen, einer der letzten mittelalterlichen Troubadours. In seinen mystischen Dichtungen zeigt sich nicht nur neben dem Minnesänger und Dichter der gegen sich selbst grausame Asket, der Mönch. Vielmehr wogen in Seuse Stimmungen und Gefühle, die nicht mehr „Mittelalter“ sind. Gewiß kann man wie Lehmann, in seiner Einleitung in die deutschen Schriften Seuses (Jena 1922) sagen: „Die Mystik steht zwischen dem Erlöschen des Rittertums und Minnesangs und dem Erwachen des Menschen in der Renaissance.“ Aber mit dieser historischen Fixierung sind weder Seuses noch auch Meister Eckharts, seines Lehrers, religiöses und künstlerisches Drängen und Suchen im Bereich der mystischen Erfahrungen angemessen umschrieben. Was da hervorbricht aus der Seele, aus den menschlichen Urgründen, das hatte schon einmal in Platon, Plotin, Augustin nach Gestalt und Form gestrebt. Das garte auch in den Zeitgenossen Seuses: Dante und Petrarca. Es ist jener Geist der Gotik, der in den schlanken gotischen Türmen, in Spitzbögen und Kreuzgewölben lebte, in dieser steingewordenen mittelalterlichen Musik in ihrer herben Klarheit und metaphysischen Kühle. Freilich lebte noch damals, zu Beginn des 14. Jahrhunderts das Mittelalter in den Klöstern: noch geißelten sich die mittelalterlichen Stillen im Lande in harter Askese. Bei Seuse verbinden sich jener Geist der Gotik und die Askese. Dadurch aber entsteht dieses eigenartig gebrochene Bild von diesem mittelalterlichen und doch schon nicht mehr mittelalterlichen Menschen. Eine atomistisch-summierende oder biologisch-organistische Betrachtungsweise einer psychologischen Anthropologie muß vor dem Phänomen des mystischen Menschen Heinrich Seuse versagen. Um ihn zu verstehen, muß man sein Bild nach ganz verschiedenen Seiten zu zeichnen versuchen.

a) Mit seinem 18. Lebensjahr beginnt das mittelalterliche Lebensideal der Askese, sich darin ganz Gott zu weihen, für 22 Jahre Seuses Leben zu bestimmen. Es galt, sich in der Askese schon hier auf Erden über alle Schranken des Menschendaseins zu erheben. Mystik so verstanden, ist „der Versuch jenseitigen Lebens“ in der Wirklichkeit und Zeitlichkeit unseres Daseins hier. Aber das irdische Leben hatte überhaupt nur insofern einen Wert, als es zu einer Vorbereitung auf das Jenseits ge-

macht wurde. Die Abkehr von den irdischen Dingen (die *kere* oder *abker*) verband sich mit dem Versuch, alle natürlichen Empfindungen in sich zu ertönen, wodurch die Schranke durchstoßen werden sollte, die den Menschen von der Welt des Übersinnlichen getrennt hielt. Man mag etwas verwundert sein, wenn man den weichen, schwärmerischen, mit tiefer Gefühlsinnigkeit begabten Menschen und zartfühlenden Dichter in harten Selbstkasteiungen findet. Gesteigert wird diese Askese durch die geistliche Gestalt, die sein ganzes Leben begleitete und bestimmte: die *Ewige Weisheit: die geistliche gemahelschaft der ewigen wisheit*. An der himmlischen Minne entzündete sich sein Herz. Aber das war mit irdischem Leiden verknüpft. Es war die Meinung aller mittelalterlichen Minnesänger: das Geschick aller Liebenden sei es, in ihrer Minne von Leid und Unglück begleitet zu sein. Die *Imitatio Christi* läßt auch Seuse in das Leiden Christi sich versenken, um dessen Leiden, seine *stigmata* in strenger Abgeschiedenheit mit- und nachzuerleben. Er mied allen menschlichen Verkehr, bestimmte Speisen, insbesondere das Obst, was dem Sohn des Bodensees mit seinem Obstseggen schwerfallen mußte. Jahrelang verzichtete er auf Fleischgenuß, mied in jener Zeit auch jedes Bad. In seiner Selbstbiographie gibt es Stellen, die den Gipfel mittelalterlicher Selbstkasteiung darstellen: zeitweise trug er ein härenes Gewand und eine eiserne Kette, später ließ er in dieses Gewand einen nägelgespickten Riemen einfügen, fest um den Körper geschlossen, so wand er sich die ganze Nacht vor Schmerzen auf seinem Lager bis zur Frühmette. Um sich dieses Gewand nicht vom Körper reißen zu können, ließ er sich lederne Handschuhe machen, die innen mit spitzen Nägeln gespickt waren. Er machte sich ein hölzernes Kreuz, wohinein er 30 eiserne Nägel schlägt. Dieses Kreuz legte er auf den Rücken und trägt es acht Jahre lang. In der ungeheizten Zelle erfroren ihm im Winter die Füße. Für einige Zeit legte Seuse sich nicht einmal mehr zur Ruhe nieder, sondern setzte sich auf einen schmalen Stuhl und wartete so bis zur Frühmette. Dem modernen Menschen mag das alles als Wahnwitz und Torheit erscheinen, aber es lag darin die Sehnsucht nach der Überwindung seines Menschseins in seinem Sosein jetzt und hier. – Später gab Seuse diese harte Askese auf, ja er wehrte seiner nachmaligen Biographin und Schülerin Elsbeth Staglin, ihn in diesen Kasteiungen nachzuahmen, da jeder eine ihm gemäße Art der Askese finden müsse.

b) Seuse verstand sich als *diener der ewigen wisheit*. Nach der mittelalterlichen Seelenbrautmystik besteht zwischen der himmlischen Herrin und der Seele ein stetes minnigliches Gespräch und glühendes Liebesverhältnis. Die irdische Minne ist verklärt und geläutert durch die himmlische Minne. Hier entfaltet sich Seuses „Schöne Seele“, seine ins Metaphysische gesteigerte Sinnen- und Naturfreude. Nach Bihlmeyer verbinden sich in Seuse eine gefühlsmäßig-schwärmerische und eine asketisch-selbstquälerische Seite, die nebeneinanderlau-

fen, aber doch dem *einen* Menschen gehören. Die ewige himmlische Minnerin ist ein überirdisches Wesen, daher nicht einfach zu beschreiben. Deshalb umgibt sich Seuse mit Symbolen und Hinweisen auf die Ewige Weisheit. Wenn die schwäbischen Jünglinge früher in der Neujahrsnacht vor die Häuser ihrer Liebsten zogen und ihre Lieder sangen, so trat Seuse in dieser Nacht auch vor seine „ewige Liebe“. In der ersten Mainacht setzte sich Seuse unter seinen schönsten Maibaum und singt dann ein Liedchen der „herzlichen Minne“ für alle roten Rosen, die kleinen Vögel, die zarten Lilien, für alle Blumen. So feiert er die Lichtmeß, die Fastnacht. Kommt der Sommer heran, so begrüßt er die Ewige Weisheit mit einem Kranz Blumen. J. Görres faßt diese Seite in Seuses Mystik so zusammen: „Dieser schwäbische Minnesänger hatte nicht irdischer Liebe seine Töne und seine Laiche gesungen; einer höheren hat er sich zugewendet; dieser Minner hat nicht wie ein Weltminner auf zergängliche Minne sein Herz gelassen; jene Ewige Weisheit, die blühend unvermischte Liebe ohne Verdruß und Bitterkeit verheißt, hat sein junges wildes Herz an sich gezogen; ihr hat er sein minnesuchendes Gemüt geweiht und in ihr alles gefunden, das da schön, lieblich und begierlich war. Und nicht etwa hat er in bloß lyrischen Ergüssen diese seine Minne ausgeatmet; episch hat er vielmehr sein Leben in ihr gefaßt, und dies Leben nur zu einem großen Epos der Gottesliebe ausgedichtet.“

c) Seuse war ein geistlicher *Dichter*. Das scheint außer Zweifel zu stehen. Damit ist aber die Frage nach dem Verhältnis von Mystik und Dichtung gestellt. Ob das Mystische nicht im Tiefsten mit dem Dichterischen identisch ist. Emerson sagt in einem seiner Essays: „Der Dichter weiß, daß er nur dann angemessen spricht, wenn er etwas phantastisch spricht oder ‚mit der Blume des Geistes‘, nicht mit dem Verstande, als Organ gebraucht, sondern mit dem Verstande, der von allem Dienst erlöst ist und seine Dichtung von seinem himmlischen Leben aus nehmen darf.“ Man denkt beim Lesen Seusescher Schriften zuweilen an die grünen Weiden und Wiesen Walthers von der Vogelweide. Wir sind in der Frühlingszeit der deutschen Dichtung. Heinrich Seuse ist eine ihrer schönsten Blüten. Die Welt der mittelalterlichen Mystik ist für uns unwiederbringlich dahin. Das mystische Leben hat sich immer wieder neue Formen in der jeweiligen Zeit gesucht. Das gilt auch für die Zeit der Verirrung der deutschen Geistigkeit, wo man die Mystik eines Meister Eckhart für die „neuen, wiedergeborenen germanischen Menschen“ (Rosenberg, *Mythos*, S. 220) in Anspruch nahm und dessen Mystik mißdeutete. Die Gültigkeit und der Lebensbezug der Mystik heute macht Bertrand Russell deutlich in einem längeren Essay über

Mystik und Logik. Er spricht von den Erfahrungen, daß die gewöhnlichen Dinge ihre Realität einbüßen, daß der Mensch dann den Kontakt mit den Dingen des täglichen Lebens verliert und die Solidität der Außenwelt schwindet. Die mystische Einsicht beginnt nach Russell mit dem Gefühl eines enthüllten Geheimnisses, einer verborgenen Weisheit, die plötzlich, über jeden Zweifel erhaben, Gewißheit erlange. Dichter, Künstler und Liebende suchen den Glanz einer Realität hinter der Welt der Erscheinungen. Es ist die lockende und quälende Schönheit. Gegenüber diesen aber lebt nach Russell der Mystiker im vollen Lichte der Vision, was die drei anderen nur in schwachem Abglanz erleben. Mystik und Kunst können, wie also auch Russell deutlich macht, fast kongruent sein, wie es in Seuse der Fall war. Nur muß dabei beachtet werden, daß Seuse bei allem Leben in der Überwirklichkeit eben die irdische Schönheit der Natur als Transparent für die Überwelt verstand. Das Merkmal der Mystik, in der es keine Teilung und Trennung gebe nach Russell, trifft auch bei Seuse zu. Allerdings kann man bei Seuse's Mystik, mystischer Metaphysik nicht von einem Leugnen der Realität der Zeit sprechen. Als Dichter war er der Natur, der Zeitlichkeit in einer Weise verhaftet. Ähnliches gilt für das Problem des Bösen in der Mystik. Es kommt bei ihm nicht zu einer Spekulation über das Sein oder Nichtsein von Gut und Böse als zwei Urgegensätzen, wie wir sie seit den Tagen des Neuplatonismus in vielen mystischen Lehren kennen. Seuse erfuhr diese Welt als böse Realität in den bösen Menschen, die ihm Leid zufügten, ihn in verschiedener Hinsicht verdächtigen. Und er erfuhr die Realität dieser Welt als eine gute, wenn er in die Schönheit der Natur blickte, die für ihn das Tor zur Überwirklichkeit, zur oberen, jenseitigen Realität war.

Wir sagten bereits, daß die Welt dieses mittelalterlichen Mystikers längst dahin ist. Nicht aber vergangen ist das Streben und der Wunsch vieler Menschen gerade heute in unserer Welt, vielleicht gerade in einer Zeit überwachender Rationalität, jenseits dieser in die Welt und Wirklichkeit hineinzutauchen in einer Weise, wie es die Mystiker fast zu allen Zeiten und in allen Völkern geübt haben. Unsere moderne Kunst auf den verschiedenen Gebieten gibt dem Ausdruck. Die Rationalität kann eben nur bestimmte funktionale Aspekte der Wirklichkeit erfassen, um sie für den Menschen in bestimmter Weise nutzbar zu machen. Die Kunst ist darin der Mystik unmittelbar wesensverwandt, wenn nicht, wie bei Heinrich Amandus Seuse, wesensgleich, daß sie dem Menschen die Tiefe, die Verbindung zur Tiefe der Weltwirklichkeit jenseits und abseits alles Vordergründig-Funktionalen erhalten will. „Die Welt ist tief, und tiefer, als der Tag gedacht“, sagt Friedrich Nietzsche.



Eberhard der Zweite

Herzog von Württemberg und Teck x
geboren den 1^{ten} Februar 1447. —*— gestorben den 17^{ten} Februar 1504.
regierte von 1496 bis 1498.

Die umstehende Bildtafel ist eine Probe aus dem im Verlag W. Kohlhammer Stuttgart erschienenen Buch „Württembergs geliebte Herren, Biographien der Regenten von Württemberg von Herzog Eberhard im Bart bis zum König Friedrich mit deren Abbildungen“, Darstellung aus dem Jahr 1821 von Karl Pfaff (80 Seiten, 15 Farbtafeln, DM 29,—).

In einer Einführung sagt Dr. Peter Lahnstein unter anderem: „Was für Ereignisse, was für Gestalten im engen, heimatlich vertrauten Raum! Da ist keiner unter diesen Herzögen, der nicht unsere menschliche Teilnahme oder Neugierde zu wecken vermöchte: fromme Landesväter; gefährliche Burschen, denen ererbter Wahnsinn aus den Augen irrlichtert; groß angelegte, abenteuerliche Gestalten, zu Königen geboren, und in die Enge einer kleinen Herrschaft und die Bande eines altehrwürdigen Vertrages gepfercht; Falstaff-Figuren, denen der Herzogshut auf dem gedunsenen Kopf sitzt wie ein Krönlein einem dicken Frosch, oberste Volltrinker im Kreis ihrer Speiß- und Jagdgesellen; große Soldaten des Kaisers, im Türkenkrieg bewährt, unsicher und launisch in der Regierung ihres kleinen Landes, gekrönte Schachfiguren in den Händen verschlagener Ratgeber. Und so durch die Jahrhunderte, bis es kühler und frischer zu tagen beginnt unter der langen, noch immer recht bunten Herrschaft Karl Eugens, bis der letzte der Herzöge Kurfürst und König wird und dieses Land in eine neue Zeit hinüberführt: Friedrich, bedeutsam genug die lange Reihe beschließend, die Eberhard im Bart eröffnet.“

Insgesamt werden 15 württembergische Herzöge abgebildet: Eberhard im Bart (1459–1496), Eberhard der Zweite (1496–1498), Ulrich (1498 bis 1550), Christoph (1550–1568), Ludwig (1579–1593), Friedrich der Erste (1593–1608), Johann Friedrich (1608–1628), Eberhard der Dritte (1632–1674), Wilhelm Ludwig (1674–1677), Eberhard Ludwig (1692 bis 1733), Carl Alexander (1733–1737), Karl Eugen (1744–1793), Ludwig Eugen (1793–1795), Friedrich Eugen (1795–1797), Friedrich (1797–1816).

Eine neu aufgefundene Schubart-Kantate

Von Ernst Häußinger

Die musikalische Begabung Christian Friedrich Daniel Schubarts ist lange Zeit unterschätzt worden. Das liegt im wesentlichen daran, daß bisher verhältnismäßig wenige Zeugnisse von Zeitgenossen über seine konzertierende Tätigkeit bekannt waren und außerdem nur eine geringe Zahl seiner Kompositionen überliefert ist. Schubart selber glaubte fest an seine tonkünstlerische Berufung und bedauerte, zu wenig Ausdauer darauf verwendet zu haben.

Tatsächlich war er in seiner Berufstätigkeit viele Jahre eng mit der Musik verbunden. Er war längere Zeit ausübender Musiker als Publizist, angefangen bei seinen Lernjahren in Nürnberg, den drei Jahren seines Aalener Aufenthaltes im elterlichen Heim nach dem Abbruch des Erlanger Studiums, bei der nebenamtlichen Tätigkeit als Kirchenmusiker in Geislingen und schließlich in seinem Hauptamt als städtischer Organist und Musikdirektor in Ludwigsburg. Auch die Jahre in Augsburg und Ulm waren nicht, wie es scheinen möchte, ausschließlich mit publizistischer Arbeit und Herausgabe der „Teutschen Chronik“ ausgefüllt.

Neuere archivalische Funde beweisen vielmehr, daß seine konzertierende und sicher auch kompositorische Tätigkeit weiterhin rege war. Die Jahre der Haft sind gekennzeichnet durch die Konzeption und Sammlung der meisten seiner Lieder. Zweifellos liegt hier seine Bedeutung als „Vater“ der Schwäbischen Liederschule. So sind von seinen Kompositionen in größerer Zahl nur Lieder erhalten geblieben, die in wenigen Druckwerken und in den Liederhandschriften von Stuttgart, Ludwigsburg und Isny überkommen sind. Außerordentlich bescheiden ist hingegen der Rest an Instrumentalmusik, der erhalten geblieben ist, obwohl wir wissen, daß Schubart viel Orchester-, Klavier- und Orgelmusik geschrieben hat. So war bisher neben kleineren Klavierstücken und einigen skizzenhaft ausgeführten Sonaten nur der Psalm 118 bekannt, eine kleine Kantate für Chor und Orchester, die ehemals in Blaubeuren aufgefunden wurde und deren Komposition vielleicht in die Geislinger Zeit fällt.

So ist es ein Glücksfall, daß nun doch ein etwas größeres Kirchenmusikwerk Schubarts aufgefunden werden konnte, das zu den Beständen der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek gehörte und z. Z. in der Stiftung Preußischer Kulturbesitz durch die Staatsbibliothek in Marburg/Lahn verwaltet wird. Die Marburger Handschrift – sie ist, wie ein Vergleich mit einem Schubartschen Autograph erkennen läßt, wahrscheinlich keine Eigenschrift des Komponisten – trägt den Titel: Rondo für Freudenfeste „Danket dem Herrn“. Die Kantate ist gesetzt für gemischten Chor, Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßsoli mit

Begleitung von zwei Trompeten, zwei Pauken, zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Violinen und Viola. Baß und Orgel sind als bezifferte Generalbaßstimme notiert. Der Text ist den Psalmen entnommen, er besteht aus 6 verschiedenen Strophen freier geistlicher Dichtung, die an rationalistische Kirchenlieddichtung erinnert und mit großer Wahrscheinlichkeit von Schubart selbst stammt. Der Inhalt des Textes ist eine Danksagung an Gott, der aus Kriegsnöten errettet. Es ist nicht festzustellen, auf welches Freudenfest, hier wohl zur Feier eines Friedensschlusses, Schubart die Kantate komponiert hat, da die Handschrift keine Jahreszahl trägt.

Eine Besonderheit der neu aufgefundenen Komposition ist die Rondoform, weil diese in der Vokalmusik eigentlich sehr selten vorkommt. Schubart hat sie noch einmal in seiner Solokantate „Die Macht der Tonkunst“ verwendet. Der Ursprung dieser Form liegt in Gebräuchen volkstümlicher Geselligkeit, in den von altersher beliebten Rundgesängen. Der Chor singt eine Strophe, worauf jeder einzelne der Tischrunde reihum eine Solostrophe vorträgt. (Als Beispiel: Droben auf der Rauhen Alb). In den Klaviersonaten der Klassiker sind viele Schlußsätze nach diesem ABACADA-Schema geschrieben. In dieser Art ist die vorliegende Kantate behandelt. Stilistisch zeigt das, einschließlich der Rondo-Hauptsatzwiederholungen 189 Takte lange Werk, die melodische Verwandtschaft zum sog. „Mannheimer Stil“, wie er etwa in den Kirchenmusikwerken des Abt Vogler, den ja Schubart hoch verehrte, oder bei Ignaz Holzbauer sich ausprägt. Aufsteigende Dreiklangsmotive, die häufige Verwendung von Appogiaturen (langen Vorschlägen nach Art der sog. Mannheimer Seufzer) und synkopierende Streicherfiguren weisen darauf hin. Andererseits ist die Verwendung des Basso continuo (bezifferten Basses), die Vorliebe für die Modulation in die Unterdominanttonart, der Gebrauch der Neopolitanischen Sexte und verminderter Septimenakkord in den Schlußformeln eine Reminiszenz an den barocken Stil. Textwiederholungen, Sequenzbildungen und mäßige Koloraturfiguren entsprechen auch hierin den von Schubart selbst in seiner „Ästhetik der Tonkunst“ geforderten Merkmalen des Kirchenmusikstils seiner Zeit.

Die Kantate beginnt ohne Orchestereinleitung mit dem Vortrag des Rondothemas durch den Solosopran (D-Dur). Die beiden Geigen begleiten in Terzen- oder Sextenzweistimmigkeit, während die Bratsche meist nach altem Brauch den Baß in der oberen Oktave verstärkt. Nach 16 Takten setzt der Chor mit dem gleichen Thema ein, Trompeten und Pauken treten mit Fanfarenmotiven hinzu, die Holzbläser übernehmen die Unterstützung

der Chorstimmen, während die Streicher in Synkopemotiven und Figurationen umspielen. Der Chorsatz ist durchaus homophon und sehr einfach gehalten. Als erster Zwischensatz (erstes Couplet) singt der Solo-Alt eine kurze Arie „Verkündigt unseres Gottes Ehre“, die von D- nach A-Dur moduliert. Die Flöten führen die Melodie, und die Streicher kontrapunktieren im Stakkato-Unisono die einfache, liedmäßige Solostimme. Eine typische Rondorückleitung führt zurück zum Hauptsatz „Danket dem Herren, denn er ist freundlich und ewig währet seine Huld“. Die Tenor-Arie in h-Moll (begleitet von Oboen und Streichern) „In furchtbar bangen Kriegesnöten“ zeigt eine etwas bewegtere Konzeption. Sie wird

rundomäßig wieder abgelöst durch das Rondothema des Chores, dem als drittes Zwischenglied eine melodisch und harmonisch besonders reich ausgestattete Baß-Arie folgt. Mit ihren bewegten Koloraturfiguren, Sequenzbildungen, Streichertremoli, eindringlicher Melodik und sorgfältiger Deklamation des Textes „Gott ist dein Heil, ob Tausend stritten“ erscheint sie als Höhepunkt der Kantate. Ein Sopransolo mit Begleitung von Trompeten und Streichern „Er öffnete die Tore der Gerechtigkeit“ beendet die Zwischenglieder, während der Chor mit dem Rondothema und einer 28taktigen bewegten Coda, unterstützt durch eine reich ausgeführte Begleitung aller Instrumente, die Kantate beschließt.

Zum 100. Geburtstag Karl Wellers

22. November 1966

Als wir, mancher im Feldgrau des Fronturlaubers, in den Weihnachtstagen 1943 Karl Weller auf dem Stuttgarter Fangelsbachfriedhof zur letzten Ruhe geleiteten, da wußten wir, daß wir von einem Manne Abschied nahmen, der eine ganze Generation württembergischer Landes- und Ortshistoriker geprägt hatte. Nächste Viktor Ernst, dem vorangegangenen Freunde (1871–1933), hat in den Jahrzehnten nach 1900 niemand so stark auf die Erforschung und Auffassung unserer Landesgeschichte gewirkt wie Karl Weller. Sein wissenschaftliches Lebenswerk auf diesem Felde spannt sich genau über ein halbes Jahrhundert. Im Jahre 1894 veröffentlichte er sein Erstlingswerk, die bei Dietrich Schäfer in Tübingen gearbeitete Dissertation über „Die Ansiedlungsgeschichte des württembergischen Franken rechts vom Neckar“, im Jahre 1944 erschien postum seine „Geschichte des schwäbischen Stammes bis zum Untergang der Staufer“. Was an Arbeiten dazwischen liegt – ein gutes Dutzend selbständig erschienener Bücher, zahlreiche große und grundlegende Aufsätze, eine kaum übersehbare Menge von Buchbesprechungen – das umgreift die Geschichte unseres Landes durch alle Zeitalter und in den verschiedensten Lebensbereichen. Karl Weller war der letzte, der württembergische Geschichte noch in ihrer Gesamtheit, von der vorrömischen Zeit bis zur Gegenwart, aus eigener Kenntnis von Quellen und Literatur voll zu übersehen, auch wissenschaftlich darzustellen vermochte. Innerhalb dieses weiten Bereichs hatte gewiß auch er seine bevorzugten Forschungsgebiete; stärker als den neueren Jahrhunderten widmete er sich bekanntlich dem Mittelalter und in ihm vorzugsweise der Siedlungsgeschichte und der Kirchengeschichte. Aber die Fähigkeit und der Wille zur Zusammenschau durchdrangen alle seine Einzelforschun-

gen, seit er im Jahre 1900 die für sein ganzes weiteres Schaffen programmatische Schrift über „Württemberg in der deutschen Geschichte“ veröffentlichte. Dieser in seiner Knappheit beispielhafte Überblick über die Entwicklung eines südwestdeutschen Landesstaats, ein noch heute lesenswertes und anregendes Büchlein, wurde dann 1908 ausgebaut zu der kleinen „Württembergischen Geschichte“ der Sammlung Göschen. Sie ist Wellers bekanntestes und beliebtestes Werk geworden, das mit der 3. Auflage von 1933 in den Verlag Kohlhammer übergang und nach dem zweiten Weltkrieg im Stuttgarter Silberburg-Verlag nochmals zwei neue, durch den Sohn Arnold Weller mit Geschick bearbeitete und erweiterte Auflagen erlebte (zuletzt 1963). Fünf Auflagen sind für ein landesgeschichtliches Buch nichts Alltägliches. Als Ganzes, als gemeinverständlicher Abriß der Landesgeschichte auf wissenschaftlicher Grundlage, ist das Buch bis heute nicht übertroffen; in seiner Breiten- und Dauerwirkung erweist sich, daß nach wie vor weite Kreise von Geschichts- und Heimatfreunden diese grundsollide und wohlhabgewogene Darstellung zu schätzen wissen. So volkstümlich wie „der Weller“ ist seither noch keine Württembergische Geschichte wieder geworden.

Man weiß, daß die landesgeschichtliche Forschung seit 1945 stark in Fluß gekommen, daß durch neue Fragestellungen und neue, verfeinerte Methoden namentlich unser Bild des Früh- und Hochmittelalters in starkem Wandel begriffen ist. Manches von dem, was um 1930, nicht zuletzt dank Karl Wellers Arbeiten, als gesicherter Forschungsstand erscheinen mochte, ist den Jüngeren inzwischen problematisch geworden. Den Kenner der Historiographie wundert das nicht. Es ist eine Binsenwahrheit, daß sich jede Generation ihr Geschichtsbild selbst und

neu erarbeiten muß, und es stünde schlecht um unsere heutige Landesgeschichtsforschung, wenn nicht auch sie diese Arbeit mit allem Elan und mit dem so viel reicher gewordenen Instrumentarium unserer Tage in Angriff nähme. In dieser ständigen Umbildung des Geschichtsverständnisses das Bleibende von Karl Wellers landesgeschichtlichem Lebenswerk im einzelnen aufzuzeigen, ist mit wenigen Worten kaum möglich; zudem wäre es dafür heute, wo nach Jahrzehnten schwerster Erschütterungen sich auch ein neues Bild deutscher Geschichte erst allmählich abzuzeichnen beginnt, wohl noch zu früh. Sicher ist, daß Weller unter den südwestdeutschen Landeshistorikern einen ehrenvollen Platz dauernd behalten wird, und mit Recht hat bei der diesjährigen Mitgliederversammlung der Kommission für geschichtliche Landeskunde (in Pforzheim 27./28. Oktober) deren Vorsitzender, Staatsarchivdirektor Professor Max Müller, der Verdienste Wellers rühmend gedacht.

Die Geschichtsvereine des Landes haben Weller viel zu danken, voran der Historische Verein für das württembergische Franken, dann der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein Stuttgart und der Verein für württembergische Kirchengeschichte. Im Jahre 1927 rief Weller den Verband der württembergischen Ge-

schichts- und Altertumsvereine ins Leben, der als Zusammenschluß aller in der Landes- und Heimatgeschichte wirkenden Kräfte namentlich der örtlichen Forschung mancherlei Anregung und Förderung vermitteln konnte. Der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte hat Weller nicht weniger als 43 Jahre lang angehört, davon 6 Jahre als geschäftsführendes Mitglied, 13 Jahre als Schriftleiter ihrer Zeitschrift (Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte bis 1936, Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte seit 1937). Wellers Einfluß in allen diesen wissenschaftlichen Vereinigungen war stark und nachhaltig, seine anregende Einwirkung auf ihre Publikationen weithin spürbar. Er war, um nur dies hier herauszugreifen, der Initiator und Redaktor der mehrbändigen Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg (1912–1927) wie des Württembergischen Nekrologs (1916–1928). Inmitten seiner bis in die letzten Lebenstage fruchtbaren publizistischen Tätigkeit nahm er am Schaffen anderer immer lebhaft Anteil. Manchem Jüngeren wurde er zum väterlichen Förderer. Wer ihm persönlich nähertreten durfte, dem steht sein Bild – das Bild des äußerlich so schlichten, innerlich so sicheren, gefestigten und aufrechten Mannes – zeitlebens vor Augen. *Walter Grube*

Das Erdmännle und die Hebamme

In einem Wald bei Geislingen, nicht weit von Balingen, gab es ehemals viele Erdmännle und Erdweible. Das waren ganz kleine Leute, die taten alle Arbeit für die Menschen, kehrten das Haus, fütterten das Vieh und backten das Brot. Ein solches Erdmännle kam einmal nach Geislingen zur Hebamme und bat diese, sie möge doch mit ihm gehen und seiner kleinen Frau bei der Niederkunft helfen. Die Hebamme aber hatte Angst, weil es Nacht war, und sie wollte, daß auch ihr Mann mitgehe. Das Erdmännle hatte nichts dagegen, es ging mit seiner Laterne voran und zeigte der Hebamme und ihrem Mann den Weg in den Wald. Nach einer Weile kamen sie vor eine Moostür, die tat sich auf, und sie traten in einen unterirdischen Gang. Darauf kamen sie zu einer hölzernen Tür und endlich an eine dritte Tür, die war von glänzendem Metall. Dann ging es eine Treppe hinunter tief in die Erde hinein, und sie traten in ein großes, prächtiges Zimmer. Hier lag das Erdweible im Bett. Die Hebamme leistete nun gleich Hilfe bei der Entbindung. Das Erdmännle bedankte sich sehr und sagte: „Unser Essen und Trinken schmeckt euch doch nicht, deshalb will ich dir hier etwas anderes mitgeben.“ Und es gab der Hebamme eine ganze Schürze voll schwarzer Kohlen. Die Hebamme nahm die zwar hin, dachte aber,

wenn du erst draußen bist, so wirfst du die Kohlen wieder fort. Das Erdmännle nahm seine Laterne und leuchtete der Hebamme und ihrem Mann auf den Heimweg. Unterwegs aber warf die Hebamme heimlich ein Stück Kohle nach dem andern fort, und das ging bis dicht vor Geislingen. Das Erdmännle hatte das aber doch bemerkt und sagte zu der Frau: „Wie minder ihr zettelt, je mehr ihr hättet.“ Dann kehrte es um, bedankte sich nochmals und ging in den Wald zurück. Die Hebamme wollte den Rest Kohlen nun auch noch wegwerfen, doch der Mann sagte: „Dem Erdmännle scheint es ernst zu sein mit seinem Geschenk, deshalb behalte die Kohlen.“ Wie sie daheim ihre Schürze auf dem Herd ausleerte, da waren es statt der Kohlen lauter blinkende Goldstücke. Selbst mit dem Rest wurden die Leute sehr reich und konnten sich ein schönes Anwesen kaufen. Die Frau suchte nun auch noch sehr emsig nach den Kohlen, die sie verzettelt hatte, aber sie konnte keine mehr finden.

Aus „Schwäbischen Volkssagen“. Vom Schwarzwald zum Allgäu – vom Taubergrund zum Bodensee. Herausgegeben von F. H. Schmidt-Ebhausen. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart. DM 13,80.

Alb und Schwarzwald im Roman

Zwei Romane liegen vor, in denen die Landschaft als Heimattraum das Geschehen auf besondere Weise gestaltet. Die Alb wird erlebtes Schicksal in dem Roman von *Karl Aich* „Urban und die lange Weberschaft“ (Gerhard-Hess-Verlag, Ulm; 261 Seiten, Leinen 12,80 DM). Die Naturtreue der Gestalten, die mit der äußeren und inneren Geschichte des „Mußwebers“ Urban verflochten sind, rückt auch die Umwelt, das Dorf, den Lebensalltag ihrer Arbeit in ein unbeschönigtes Licht. Es ist die noch karge Zeit kleinhandwerklich-bäuerlichen Daseins, von der hier berichtet wird, eine Zeit, in der Ausbeuter die Arbeit zur Fron und damit zur Ursache alles sozialen Elends machten. Erst durch Urban, diesen jugendlichen Sinnierer und Spintisierer, der gleichwohl im Mannesalter mit organisatorischem Geschick einen Ausweg aus dieser Lage gegen alle Widerstände durchsetzt, wird die Arbeit zur Botin einer besseren Zeit, zum Unterpfand einer wahren Gerechtigkeit, die die geknechtete Menschenwürde wiederherstellt.

Das zeitgeschichtliche Kolorit verdeckt jedoch nicht die zeitlosen Konturen der Landschaft, dieses Landes über keltisch-römischem Boden mit seinem ahnenkräftigen Gedächtnis, das aus dem Arzt spricht. Doch nicht nur er, alle Gestalten sind von ihrem Charakter geprägt. Sie reifen bedachtsam und spät, in fast unscheinbarem Gang eines sich verzögernden Lebens. Ein verletzlich-zartes Empfinden unter rauher Schale gibt auch der Liebe ihre scheue Gebärde, die kein Pathos kennt. Urban, der seine Jugendliebe über einer anderen Neigung verscherzt, erfährt allerdings, daß die heimlich fortschwellende Glut solcher Liebe trotzdem mit eruptiver Gewalt aufbrechen kann. Zeitgeschehen und Menschenschicksal gehen so in eine Handlung ein, deren kontinuierlich-ruhiger Fluß nur einmal jäh unterbrochen, doch rückblendend wieder geglättet wird. Starke Akzente erhält erst der spannende Schluß.

Im Schwarzwald spielt der Roman von *Herbert Walz* „Die Brombeerpflücker“ (ebenfalls Hess-Verlag, Ulm; 244 Seiten, Leinen 12,80 DM). Aber Mensch und Landschaft werden unter einem anderen Aspekt gesehen. Berichtet wird hier nicht von einem einzelnen und seinem Dorf, sondern von einer „Familie“, die überall zu finden ist, nämlich von der großen (unter sich sogar zäh zusammenhaltenden) Schar der Brombeerpflücker. Was sie verbindet, ist ein Naturerlebnis eigener Art: das sommerliche Ausschwärmen in die Beeren. Dieses Schwärmen, das jedes Jahr irgendwo eine Schar von Menschen wie ein Urtrieb überfällt, öffnet also hier den Zugang in die Landschaft. Freilich erscheint sie dabei nicht einfach als Ferienparadies, wie die Stäbter sie erleben. In den Gestalten dieser Geschichte – besonders dem „Brombeerkönig“ Lindemann – findet die Natur, die noch unberührte Einsamkeit der Schwarzwaldhänge eine tiefere Resonanz. Denn sie alle befreien sich in solchem Abseits nicht nur von der Enge und Nüchternheit des Alltags, sondern suchen hier einen von der Zivilisation noch ausgesparten Raum, ein Urland also, in das sie die Lebensideale ihrer Innenwelt vor Zeitgefahren retten wollen.

Eine romantisierende Schilderung, die in solchen Motiven – seit Rousseau – sich anbietet, wird jedoch eingegrenzt durch die detaillierende Realistik der Darstellung, noch mehr durch das leicht und heiter abrollende Geschehen. Die einzelnen Ereignisse der Handlung sind

übersehbar angelegt und, von den Gesprächen abgesehen, auf reine Begebenheit gestimmt. Indessen sind es eben die Gespräche, die noch eine andere Dimension öffnen. Sie fügen in den hellgetönten Fluß der Handlung die Lebensbeichte eines Südamerikafahrers als düsteren Schatten unvergessener Kriegs- und Nachkriegsnöte. Nun erst, vor diesem Hintergrund, wird die Landschaft eigentlich als Heimat erfahren: als bergender Raum, der alles wieder in seinen Ursprung zurücknimmt, weil er alles überdauert. Die optimistische Grundfarbe, die am Anfang auf ein Rankenwerk heiterer Geschehnisse aufgetragen wird, leuchtet dann aus einer Tiefe, in der die – heute meist verdeckten – Wurzeln unseres Lebens ruhen.

Ergänzend sei erwähnt, daß *Herbert Walz* im gleichen Verlag einen Band Gedichte „Frucht und Stachel“ vorlegt (108 Seiten, Leinen 8,80 DM). Einige Motive des Schwarzwaldromans klingen auch hier wieder auf. Der eigene Ton dieser reimlosen, oft auch rhythmisch freien Verse entsteht jedoch durch das ständige Ineinanderspielen von Erleben und Reflexion. Aus ihnen spricht ein Ich, das nach einer tieferen und reineren Deutung des Wirklichen verlangt. Ein vor das Vieldeutige und Rätselhafte dieses Wirklichen gestelltes Bewußtsein fragt nach den Möglichkeiten eines in sich ruhenden Lebens, ohne das es eine „Innernernte“ nicht geben kann. „Frucht“ und „Stachel“ wollen dabei das Spannungsfeld bezeichnen, das ebenso im wachstümlichen Reifen des Naturhaften wie im Reifungsprozeß des Menschen erfahren wird, da nur in solcher Spannung die rechten Kräfte und Ordnungen zur Entfaltung kommen. Es bedarf daher des geduldigen Fragens, Abwartens, Empfangens und Bewahrens, wenn im Weiten und Nahen, im Welt- und Heimathaften die Überwindungskraft des Guten und Gerechten, des Gewissens sich bestätigen soll. Mahnung und Ruf dieser Verse mögen nicht ohne Widerhall bleiben.

Emil Wezel

Heimatliche Landschaften

Man sollte meinen, so beliebte Landschaften wie Schwäbische Alb, Bodensee und Hohenlohe seien genugsam in Wort und Bild besungen und beschrieben. Und doch erscheinen immer wieder Bücher, die diese Landschaften neu sehen und bisher weniger bekannte Kleinodien aus Natur und Kunst ins Licht rücken. Der Verlag *Wolfgang Weidlich* in Frankfurt legt ein Buch vor mit dem Titel *Die Schwäbische Alb, Bildnis einer Landschaft* (DM 9.80), das auf 48 ganzseitigen Tafeln mit Bildern von Meisterphotographen wie *Brugger*, *Holtmann*, *Schmidt-Glassner*, *Windstoßer*, häufig gesehene Motive unter vielfach überraschenden neuen Aspekten darbietet und bisher kaum beachtete landschaftliche Schönheiten hervorholt. *Otto Heuschele* beschreibt in einer 16seitigen Einführung dichterisch beschwingt Landschaft und Natur und streut Erinnerungen an große geschichtliche Begebenheiten und feinsinnige Kunstbetrachtungen ein. In den Bildbändchen des *Hans Schwarz* Verlags *Bayreuth* (DM 2.40) gibt das hübsche Heft *Schwäbische Alb* 40 trefflich ausgewählte Bilder mit erläuternden Texten von *Hans Binder*. In derselben Bildbücherei ist das Bändchen *Hohenlohe* (DM 2,-) erschienen, mit einer Einführung von *Hellmuth Langenbacher*. 42 Bildtafeln vermitteln eine Überschau über das fränkische Burgen- und Bauernland, wie sie auf so knappem Raum nicht besser

sein könnte. Ein umfassendes Handbuch *Hohenlohe-Franken* liefert der Verlag Glock und Lutz in Nürnberg (480 Seiten, 32 Bildtafeln, DM 22,50) als ersten Band einer Landeskunde Württemberg. Verfasser ist Pfarrer Rudolf Schlauch – Bächlingen, der den Lesern unserer Zeitschrift ja kein Unbekannter ist. Es ist ihm gelungen, den Zauber des „romantischen“ Gebietes einzufangen, indem er von Land und Leuten erzählt, aus Kunst und Geschichte berichtet, über Natur und Landschaft spricht – alles wissenschaftlich erarbeitet, aber in lockerer, unterhaltsamer Sprache vorgetragen. Die Landkreise Öhringen, Künzelsau, Schwäb. Hall, Crailsheim und Mergentheim werden durchwandert. Gut ausgesuchte Bildtafeln zeigen die wichtigsten Kunstwerke. Ein ausführliches Ortsregister erschließt den reichen Inhalt. – Eine willkommene Ergänzung zu diesem landeskundlichen Handbuch bietet die Sammlung heiterer Geschichten aus Hohenlohe, die das Ehepaar Ingaruth und Rudolf Schlauch unter dem Titel „Der unversiegte Brunnen“ (160 Seiten, DM 8,80) im Verlag des Hohenloher Druck- und Verlagshauses Gerabronn und Crailsheim veröffentlicht hat. Sie schöpfen aus dem überlieferten Erzählgut und Brauchtum des Volkes, das heute noch lebendig, aber in einer oder zwei Generationen vielleicht schon verschwunden ist. So erfüllt das mit hübschen Zeichnungen von Maria Reiner-Richter geschmückte Büchlein die wichtige Aufgabe, Vätererbe zu bewahren, daß es daneben echte Unterhaltung und Frohsinn bietet, macht es doppelt liebenswert. – *Verliebt in den Bodensee* heißt der Titel eines liebevoll ausgestatteten Buches (Verlag Stähle und Friedel, Stuttgart, 244 Seiten, 24 Tafeln, DM 19,80), in dem der Dichter Max Rieple „Landschaft, Geschichte, Kunst und Brauchtum des Bodenseeraumes“ meisterhaft darstellt. Vertrautes wird dem Leser in neuer Sicht gezeigt; Unbekanntes überrascht den, der geglaubt hatte, alles schon zu kennen in dem kulturgeprägten Raum zwischen Hegau und Vorarlberg, zwischen Schaffhausen und Lindau, zwischen St. Gallen und Ravensburg. Einprägsame Landschaftsschilderungen und Städtebilder wechseln ab mit unterhaltsamen Kapiteln über die Rätsel des Bodensees, die Entwicklung der Schifffahrt, über die Seegrörne und den köstlichen Seewein. Ein von Albert Allgaier zusammengestellter Anhang mit 130 Wandervorschlägen, Rundtouren für Autofahrer, Wissenswertes über den Wassersport, die Bodenseeschifffahrt, Jugendherbergen und Campingplätze vervollständigt das reich bebilderte Werk. – In derselben Art und Ausstattung wie das Bodenseebuch ist ebenfalls bei Stähle und Friedel von Max Rieple *Sonne über dem Neckarland* erschienen (260 Seiten, 27 Tafeln, 2 Übersichtskarten, DM 22,80). Es ist ungemein reizvoll, mit dem Dichter den weiten und abwechslungsreichen Weg von der Neckarquelle im stillen Hochmoor bei Schwenningen bis zur Vereinigung von Neckar und Rhein beim Industriezentrum Mannheim zu gehen. Mit feinem Griffel zeichnet Rieple die Vielgestaltigkeit der Flußlandschaft; er kehrt ein in Städten und Dörfern, verweilt in Weinbergen und Bergwerken, macht Rast in Burgen, Schlössern und berühmten Gaststätten, in Kirchen und Klöstern. Im Zusammenklang von persönlichem Erleben mit Landschaft, Geschichte und Kunst entsteht ein bezauberndes Bild des Neckarlandes, das alle beglückt, die in Erinnerungen an Reiseerlebnisse schwelgen wollen, und solche lockt, die in einer besinnlichen Wanderung das Neckartal entlang seine Schönheiten erst kennenlernen wollen. O. Rühle

Karl Götz, *Der goldene Morgen*, 264 Seiten, Stieglitz-Verlag E. Händle, Mühlacker, DM 12,80. – Der gemütvolle Erzähler, der unserer Zeitschrift schon manchen

wertvollen Beitrag geliefert hat und unseren Lesern obendrein als Herausgeber des Schwäbischen Heimatkalenders und als Ehrenmitglied des Schwäbischen Heimatbundes bekannt ist, nennt seine Jugenderinnerungen „Heitere Geschichten aus einer armen Kindheit“. Karl Götz erzählt, wie er in einer waldumsäumten Industriestadt aufwächst (es ist Heidenheim!). Besonders liebevoll ist das Bild der Mutter gezeichnet, die nach dem frühen Tod des Vaters in die Fabrik gehen mußte; dann gewinnen die Großeltern, die Patin, die Verwandten und Nachbarn vor den Augen des Lesers Gestalt. Die schlichte und innige Schilderung der Kleinigkeiten des täglichen Lebens fügt sich unter der Meisterhand des begnadeten Erzählers unversehens zu einem Stück jüngerster Volks- und Kulturgeschichte zusammen. Und über dem ganzen liegt neben einem Hauch von Wehmut über das Unwiederbringliche der Jugend eine sonnige Fröhlichkeit, die dem Leser – ob alt oder jung – ans Herz geht. Wirklich ein beglückendes Buch, das recht viele Weihnachtstische zieren sollte. O. Rühle

Kalender

Schwäbischer Heimatkalender. In Verbindung mit dem Schwäbischen Heimatbund und dem Schwäbischen Albverein herausgegeben von Karl Götz. 78. Jahrgang 1967, W. Kohlhammer Verlag Stuttgart, 128 Seiten, DM 1,80. – Wie alljährlich bietet sich dieser Buchkalender dem Heimatfreund als Jahrbuch an. Diesmal ist er auf das Motto gestimmt: „Warum in die Ferne schweifen?“ und in besonderem Maße dem Heimatgedanken gewidmet; in Wort und Bild erleben wir die Vielgestaltigkeit und die Schönheit unserer schwäbischen und fränkischen Landschaft. Durch zahlreiche ergötzliche Kalendergeschichten und durch nachdenkliche Betrachtungen wird die Wesensart der Menschen unseres Landes deutlich. Auch erfahren wir manch interessante Einzelheit aus der Wirtschaft, vor allem der Landwirtschaft unserer Heimat, wobei der Kalendermann liebevoll der Kartoffel gedenkt und zeigt, daß ihre Einführung gar nicht so einfach war und noch gar nicht solange zurückliegt. Ein Preisausschreiben und eine Farbtafel mit dem Bildnis eines württembergischen Herzogs bereichern den wiederum sehr wohl gelungenen Kalender.

Der *Schwabenkalender* 1967 des Verlags Karl Weinbrenner u. Söhne in Stuttgart (DM 7,60) umfaßt 13 farbige Bilder (einschließlich Titelblatt) und 42 Schwarzweiß-Abbildungen. Landschaften, Bau- und Kunstwerke unserer Heimat vom Taubergrund bis zum Bodensee, vom Schwarzwald bis zum Ries sind von meisterhaften Photographen festgehalten und in hervorragenden Reproduktionen wiedergegeben; eingestreut sind Stimmungsbilder aus dem täglichen Leben. Die instruktiven Erläuterungen zum Bildinhalt werden durch Wandervorschläge ergänzt. Dieser Kalender kann bestens empfohlen werden, ebenso wie der im selben Verlag erschienene Großbildkalender *Süddeutschland* 1967 (DM 8,60). Er bringt 13 trefflich ausgewählte Landschaften aus Baden-Württemberg und Bayern in großformatigen schönen Farbdrucken. Dem winterlichen Belchen folgt das Murnauer Moor im Vorfrühling, dem Innenhof des Heidelberger Schlosses das Münster von Breisach, der Stadtsilhouette von Bamberg die Schloßfassade von Herrenchiemsee, der sommerlichen Blütenpracht der Mainau eine Partie an der Pegnitz in Nürnberg, dem Hohenneuffen im Herbstganz der Donaudurchbruch bei Weltenburg, dem Wasserschloß Mespelbrunn im Spätsommer eine Schneelandschaft im Kleinen Walsertal. Auf eingelegten grauen Büttenblättern finden sich ausführliche Bildbeschreibungen (auch in englischer und französischer Sprache). K. M.

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 2 164 308

Jahreshauptversammlung 1966

Die Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes und des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine fand in diesem Jahr ungewöhnlich spät am 1. und 2. Oktober statt, da sie mit dem Tag der deutschen Heimatpflege des Deutschen Heimatbundes vom 30. September bis 3. Oktober verbunden worden war. Das gab ihr besonderes Gewicht und Bedeutung; die Veranstaltungen waren ab dem Abend des 1. Oktobers gemeinsam. Heft 3/1966 der „Schwäbischen Heimat“ mit Grußworten des Vorsitzenden des Deutschen Heimatbundes, Staatsminister a. D. Dr. Adolf Flecken, Ministerpräsident Dr. h. c. K. G. Kiesinger und Oberbürgermeister Dr. Arnulf Klett war rechtzeitig als, nach altem Brauch überwiegend der Tagungsstadt gewidmet, Festnummer erschienen.

Das Thema des Tages der deutschen Heimatpflege, den der Deutsche Heimatbund in zweijährigem Turnus mit wechselnden Themen innerhalb der Arbeitsgebiete der ihm angeschlossenen Vereine durchführt, war diesmal „Der Mensch in seiner Freizeit“. Es wurde damit bezeugt, daß der Mensch im Mittelpunkt der Heimatpflege steht, die nichts anderes darstellt als eine auf diesen Menschen eingestellte „Umwelttherapie“. Was für Folgerungen sich daraus für das Thema ergeben, wurde in drei Arbeitsgemeinschaften beleuchtet. Die erste leitete Dr. Joseph Klersch, Köln; sie brachte ein Referat von Prof. Dr. H. Dölker, Stuttgart, über „Mensch – Arbeit – Muße“, und eines von Arch. Dipl.-Ing. Gero von Schönfeldt, Frankfurt a. M., über „Die Wohnung der Muße – Haus und Stadt als Ort der Freizeit“. In der zweiten Arbeitsgemeinschaft, mit Diskussionsleiter Wolfram Pflug, hörte man Referate von Oberstudienrat Dr. Karl Korfmeier, Enger, „Die biologische Bedeutung der Freizeit“ und Hauptkonservator Dr. H. Schönamsgruber, Tübingen, „Freizeit und Landschaft“. Die dritte Arbeitsgemeinschaft, der Oberregierungsschulrat a. D. Peter Petersen, Flensburg, vorstand, befaßte sich mit folgenden Referaten: „Freizeit und Kommunikationsmittel“ von Christian Wallenreiter, Intendant des Bayerischen Rundfunks, München, und „Freizeit und Fest“ von Generalpräses Hans Erpenbach, Köln. Die genannten Referate sollen im übernächsten Jahrbuch des Deutschen

Heimatbundes (das nächste ist bereits im Erscheinen) veröffentlicht werden. Dieses Jahrbuch wird, wie üblich, durch den Schwäbischen Heimatbund an alle Personen, Ämter, Firmen usw. unentgeltlich versandt, die an den Fragen der Heimatpflege besonders teilnehmen; wer es bisher nicht erhielt und es besitzen möchte, wird gebeten, dies mitzuteilen, damit er nach Vorrat damit bedacht werden kann.

Die Jahreshauptversammlung wurde am 1. Oktober, 15 Uhr, im überfüllten Kleinen Saal des Gustav-Siegle-Hauses von Prof. Dr. H. Dölker eröffnet. Das erste Fachreferat „Natur- und Landschaftsschutz im Kraftfeld der Großstadt“ hielt Dr. O. Rathfelder, Hauptkonservator an der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart. Dafür, daß heute Fragen des Natur- und Landschaftsschutzes zunehmend in der Öffentlichkeit besprochen werden, wurden folgende Gründe genannt: 1. der steigende „Landverbrauch“ durch die Bevölkerungszunahme, 2. die erhöhten und immer mehr wachsenden Lebensansprüche besonders im Bereich reicher Wirtschaftszentren, 3. die fortschreitende Motorisierung, die den schnellen Ausgriff in die Landschaft zuläßt, 4. die technische Fortentwicklung, die Veränderungen der Landschaft in ungeahnten Dimensionen ermöglicht. Zu den gegensätzlichen Forderungen, die daraus erwachsen können, kommt die Verschiedenheit in der Auffassung eines rechtsstaatlichen Eigentumsbegriffes. Das Eigentum soll zwar entsprechend gesichert werden; die in der Gesellschaft jedoch unvermeidbare „Eigentumsbeschränkung im öffentlichen Interesse“ wird oftmals erst auf dem Prozeßweg erreicht. Gerade im Kraftfeld der Großstadt aber kommt dem Natur- und Landschaftsschutz ein biologischer, sozialer und allgemein öffentlicher Wert zu: Landschaftsschutzgebiete sind Regenerationszellen der menschlichen Gesundheit, Erholungsräume für wirtschaftlich schwächere Kreise, kinderreiche Familien vor allem und auch alte Menschen, und haben schließlich auch insofern eine unmittelbare wirtschaftliche Bedeutung, als sie immer mehr zu geschätzten Standortfaktoren bei der Entwicklung eines Wirtschaftsraumes werden.

Im Blick auf den mittleren Neckarraum mit dem Kerngebiet Stuttgart gab Dr. Rathfelder folgende Vergleichsbilder. West-Berlin umfaßt etwa 48 000 ha und hat rund 10 000 ha Landschaftsschutzgebiete, 4 000 ha innerstädtisches Grün und 3 000 ha Wasserfläche; es sind somit über 35 % der Gesamtfläche als Erholungsräume für die Bevölkerung ausgewiesen. Durch Verordnung vom 4. Dezember 1961 wurden 226 000 Straßenbäume geschützt (auf 10 Einwohner kommt 1 Baum). 50 km Wanderwege führen durch innerstädtische Grünzüge. Hamburg hat aus seinem Aufbauplan großzügige zusammenhängende Landschaftsschutzzonen entwickelt. In Bremen geht der Landschaftsschutz vom offenen Land weseraufwärts bis in die Stadtmitte (mit Anschluß an die Industrie- und Hafenzonen). Im Ruhrgebiet kam es im Rahmen eines überörtlichen, weiträumigen Grünplans des Ruhr-Siedlungsverbandes zu einer detaillierten Abgrenzung aller schutzwürdigen Zonen mit Hervorhebung bestimmter Kernbezirke. In Frankfurt a. M. steht ein Drittel des Stadtgebietes unter Landschaftsschutz (verbindende Grünstreifen durch das Stadttinnere). München besitzt verhältnismäßig kleine geschützte Flächen, dafür aber den Englischen Garten, das Isartal sowie die Moore und Wälder rings um die Stadt. Im Planungsraum um den mittleren Neckar mit Stuttgart als Kern sind 6 % der Gesamtfläche als Landschaftsschutzgebiete ausgewiesen (rund 25 800 ha), weitere 6,4 % sind in Bearbeitung (ungefähr 27 200 ha, ohne Kreis Ludwigsburg).

An Hand einer im Lichtbild gezeigten Karte gab der Vortragende einen Blick über die Natur- und Landschaftsschutzgebiete dieses Raumes. Dabei wurde deutlich, daß der vorliegende Landschaftsentwicklungsplan die Erhaltung des landschaftlichen Wertes des mittleren Neckarraumes nach der natürlichen Eigenart seiner verschiedenen Teilgebiete, bei wirtschaftlichem Aufstieg und weitergehender Verdichtung, bezweckt. Im Anschluß hieran wurden eine Gliederung des angesprochenen Bereichs gegeben (Muschelkalk mit Heckengäu, Gäu, Neckartal, Keuperberge, Alb), der jeweilige Landschaftscharakter umrissen und die besonderen Gefahren aufgezeigt, welche die einzelnen Charaktere bedrohen; ferner wurden die bisher durchgeführten Landschaftsschutzmaßnahmen erörtert und die Aufgaben und erstrebenswerten Ziele einer verantwortungsbewußten, das Wohl des Ganzen bedenkenden, Landschaftspflege abgesteckt. Was hier mehr angedeutet als dargelegt werden konnte, vermittelte eine eindrucksvolle Vorstellung von der Bedeutung des Landschafts- und Naturschutzes in der heutigen Heimatpflege gerade in Betracht einer allgemeinen öffentlichen Wohlfahrt. Man würde das Vernommene gerne, weiter ausgeführt als dies in der zur Verfügung stehenden Zeit möglich war, wiederhören und vor allem lesen.

Bezüglich des nachfolgenden Referates „Stuttgarter Friedhöfe in Vergangenheit und Gegenwart“ von Stadtamtmann Hermann Ziegler vom Stadtarchiv Stuttgart darf auf den Aufsatz des Genannten in Heft 3/1966 der

„Schwäbischen Heimat“ verwiesen werden, boten doch die lebendigen und anschaulichen Ausführungen eine willkommene Ergänzung nach mancher Seite, so etwa der Inschriften. Über den gegenwärtigen Stand wurde gesagt: „Stuttgart hat heute 38 städtische, 2 staatliche, 1 evangelischen und 4 jüdische Friedhöfe. Darunter sind nur 3 größere und 5 mittlere Friedhöfe, die übrigen sind zumeist aus den einstigen Dorffriedhöfen entstanden. Die Gesamtfläche der Friedhöfe beträgt 128 ha. Vergleichbare andere deutsche Großstädte besitzen meist das Mehrfache als die sparsamen Schwaben. Zwischen beiden Weltkriegen ist trotz der Zunahme der Einwohnerzahl Stuttgarts von 300 000 auf 500 000 kein einziger Friedhof neu gebaut worden. Die weitere Zunahme der Bevölkerung der Stadt in der Nachkriegszeit auf heute 629 000 bereitet dem Friedhofamt und der Stadtverwaltung große Sorgen. In den letzten Jahren konnten zwar zwei neue Friedhöfe errichtet werden, einer wurde vor einigen Tagen begonnen, für einen weiteren Stadtteil soll jetzt ein Friedhof im Wald nach jahrzehntelanger Suche nach dem geeigneten Platz erstehen. Weitere 3 neue und 17 Erweiterungen sind zu planen und auszuführen. In vielen Friedhöfen fehlen Kapellen oder Aussegnungsräume, viele Leichenhäuser sind zu klein. Eine besondere Aufgabe bildet die Erfassung künstlerisch wertvoller Grabmale in den aufgegebenen alten und in den benutzten Friedhöfen. Besonders zahlreich sind sie noch im Uffkirchhof, im Fangelsbachfriedhof und Waldfriedhof erhalten. Das gleiche gilt für die Gräber bedeutender Persönlichkeiten. Das Stadtarchiv ist bemüht, in Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Amt für Denkmalpflege diese Gräber für das Friedhofamt und die beteiligten städtischen Ämter zu erfassen. Die Grabmale werden beschrieben, die Verstorbenen kurz charakterisiert und Literaturhinweise gegeben (eine solche Aufstellung für den Fangelsbachfriedhof wurde mitgebracht). Selbstverständlich sollten alle diese Grabmale photographisch festgehalten werden. Offen ist die Frage, wie man solche Gräber erhalten kann. Man könnte etwa so unterscheiden, daß Gräber dauernd zu erhalten sind, andere nach gewissen Fristen neu geprüft werden und wieder andere auf einen bestimmten Termin hin aufgegeben werden. Außer der Bestandsaufnahme der Grabmalkunst und der Gräber bekannter Persönlichkeiten sollten auch interessante Grabinschriften und Denksprüche systematisch aufgenommen werden. In vorbildlicher Weise hat dies kürzlich Gymnasialprofessor Dr. Erwin Kiefer mit den ‚Grabinschriften im Heidelberger Bergfriedhof‘ besorgt. Im Hoppenlaufriedhof konnte Berthold Pfeiffer dabei ein bisher unbekanntes Gedicht Uhlands entdecken. Neue große Gestaltungsaufgaben stellen die Ehrenfelder und Gedächtnismale für die Opfer der beiden Weltkriege.“

17.30 Uhr wurde am gleichen Ort die Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes abgehalten, die nach Vorschrift der Satzung in dem für Bekannt-

machungen des Amtsgerichts Stuttgart, Abt. Vereinsregister, zuständigen Staatsanzeiger für Baden-Württemberg (vom 17. September) rechtzeitig angezeigt worden war. Der Vorsitzende leitete den Tätigkeitsbericht für die Zeit vom 19. Juni 1965 bis 30. September 1966 mit einem ehrenden Gedenken an die Toten ein. Die Mitgliederzahl ist im Kalenderjahr 1965 leicht – von 8054 auf 8080 – angestiegen. Wichtiger Geburtstag wurde gedacht. Der Tätigkeitsbericht brachte zunächst einen Blick über die Veranstaltungen, von denen die Landesveranstaltungen in der „Schwäbischen Heimat“ besprochen wurden. Besondere Hervorhebung fand die Veranstaltungstätigkeit der Ortsgruppen Schwäbisch Gmünd, Göppingen, Heilbronn, Kirchheim u. T., Leonberg, Leutkirch, Nürtingen, Ulm. Die Bemühungen, eine jüngere Generation für die Arbeit des Vereins zu gewinnen, setzte man – von der 50%igen Ermäßigung des Jahresbeitrags und Vergünstigungen bei der Teilnahme an Veranstaltungen – fort, indem man wieder eine Studien- und Lehrfahrt für Schüler Stuttgarter Gymnasien durchführte. In der Tagung „Das Gesicht von Kirchheim u. T.“ wurde das Stadtbild von Kirchheim nach charakteristischen Zügen seiner Entwicklung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft befragt, wobei es zu einem vielseitigen, fruchtbaren Gespräch kam (vgl. Besprechung in Heft 3/1966 der „Schwäbischen Heimat“).

Die Tagesordnungen der Vorstandssitzungen galten vielen Fragen der Heimatpflege, die teilweise auch in der Zeitschrift behandelt wurden, wobei sich die Rubrik „Was uns beschäftigt – was uns angeht“ gut bewährte. Auszugsweise wurden genannt: Stuttgarter Waldfragen, Weinberg-Umlegungen, Hochrhein, Argental, Ludwigsburger Verkehrsfragen, Stuttgarter Mineralquellen, Denkmalpflege.

Um die Regelung unserer Besitzverhältnisse und den Erwerb weiterer Flächen am Hirschauer Berg, im Vogelschutzgehölz Bettringen und in den Weiherwiesen Essingen nahm sich Dr. Schahl besonders an, wobei Forstrat Alfred Weiß von Heubach in Vollmacht wichtige Käufe in den Weiherwiesen tätigte.

Das Personal der Geschäftsstelle hat sich nicht verändert. Bis heute ist es leider nicht gelungen für die Stelle der Schreibkraft, die früher Fräulein Mildenberger einnahm, eine geeignete Mitarbeiterin zu finden. Die Mitglieder wurden gebeten, darin behilflich zu sein.

Des weiteren wurde gesagt: „Die Bemühungen um ein Freilichtmuseum in Baden-Württemberg sind an der Finanzlage des Landes gescheitert, nachdem die Vorarbeiten in einem durchaus hoffnungsvollen Stadium bis zur Vorlage im Ministerrat gediehen waren. Wir haben zur Zeit nur die wohlwollende Versicherung des Herrn Ministerpräsidenten, er werde das Anliegen im Auge behalten und sich unter günstigeren Voraussetzungen gerne für seine Berücksichtigung einsetzen. Vor 14 Tagen etwa habe ich in Rumänien auf einer internationalen Konferenz über ‚ethnographische Freilichtmuseen‘ eindrucksvoll erlebt, wie alle dort vertretenen Staaten aus Ost

und West solche als Forschungszentren und zur Belehrung für unentbehrlich halten und wie sie uns vielfach in der Verwirklichung dieser Aufgabe weit voraus sind.“

Die Ausstellung über die Dorfinventarisierung des Deutschen Heimatbundes konnte bisher nicht nach Württemberg gebracht werden. Die Absicht, sie am Tag der deutschen Heimatpflege in Stuttgart zu zeigen, scheiterte an den Kosten. „Wir hoffen das Projekt zu einem späteren Zeitpunkt vielleicht mit Hilfe der Technischen Hochschule, der Landwirtschaftlichen Hochschule und des Landwirtschaftsministeriums zu verwirklichen.“

Die Zeitschrift ist mit rund DM 60 000,- weiterhin eine schwere Belastung des Etats; ohne einen Staatsbeitrag wäre ihre Weiterführung, wenigstens in ungekürzter Fassung, nicht möglich. Sie ist das Hauptwerbemittel für den Verein und seine Sache. Der reiche Inhalt der bis jetzt erschienenen 16 Jahrgänge wurde neuerdings durch ein sorgsam angelegtes, ein alphabetisches Register mit einem Sachwörterverzeichnis verbindendes, Inhaltsverzeichnis von Dr. Heydt erschlossen, das sich als Nachschlagewerk bereits vielseitig bewährt hat, jedoch wegen der Kosten nicht zum Druck gebracht werden kann. Es liegt jedoch in der Geschäftsstelle zur allgemeinen Benützung auf. Dank wurde allen, besonders den ständigen Mitarbeitern sowie dem Herausgeber und dem Schriftleiter der Zeitschrift gesagt.

Die Beziehungen zu anderen Vereinen wurde gepflegt. Besonders eng waren in der Berichtszeit, schon durch die Vorbereitungen zum Tag der deutschen Heimatpflege, die zum Deutschen Heimatbund, dessen Vorstand der Vorsitzende angehört (eine Vorstandssitzung fand am 30. September in Stuttgart statt). Mehrere Vorstandsmitglieder wirken in den Fachgruppen des Deutschen Heimatbundes mit; Willy Baur wurde in die Fachgruppe Brauchtumpflege berufen. Durch ihn waren wir auch bei den Zusammenkünften der Arbeitsgemeinschaft für Heimat- und Volkstumspflege vertreten. Mit dem Bund Deutscher Architekten und dem Deutschen Werkbund, dem Albverein und dem Schwarzwaldverein, der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald steht der Verein in Verbindung. Die Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee hat wiederholt Gelegenheit gehabt, in der Zeitschrift über ihre Arbeit zu berichten.

Es folgte der Kassenbericht des Schatzmeisters Willy Baur, aus dem hervorging, daß es mit Hilfe eines Staatsbeitrags und auch freiwilliger Spenden und Beitragserhöhungen möglich war, die Jahresabrechnung 1965 ausgeglichen zu halten. Im Anschluß daran gab der Genannte der Befürchtung Ausdruck, daß das Jahr 1966 nicht ohne erheblichen Abmangel schließen werde; die Mitgliederversammlung werde wegen fehlender Mittel um den Beschluß einer Erhöhung des Mitgliedsbeitrags, den er empfehle, nicht herumkommen. Rentamtman i. R. Dinkeldein erstattete den Prüfungsbericht, der keine Beanstandung enthielt und die sparsame Geschäftsführung hervorhob. Darauf wurde dem Schatzmeister die be-

antragte Entlastung, ohne Gegenstimme und Stimmenthaltung erteilt.

Die nächsten drei Punkte der Tagesordnung (Satzungsänderung, Wahl eines 2. stellvertretenden Vorsitzenden, Wahl des Vorsitzenden) wurden unter Leitung des stellvertretenden Vorsitzenden, Dr. Graf Adelman, behandelt. Gemäß Vorstandsbeschluß schlug er der Mitgliederversammlung zwecks Entlastung des Vorsitzenden und wegen dessen anderweitiger persönlicher Inanspruchnahme in der nächsten Zeit die Bestellung eines 2. stellvertretenden Vorsitzenden durch Satzungsänderung vor. Die betreffenden Stellen der Satzung wurden in der neuen Fassung verlesen und ohne Gegenstimme oder Stimmenthaltung von der Mitgliederversammlung angenommen. Des weiteren führte Dr. Graf Adelman aus, daß die Amtszeit von Oberbaurat i. R. Walter Kittel als Vorsitzendem abgelaufen sei (gewählt am 2. Juli 1960, wiedergewählt am 2. Juni 1963), er sich jedoch für die Wiederwahl zur Verfügung gestellt habe; andere Vorschläge seien keine gemacht worden oder eingegangen. Die Wiederwahl des Genannten erfolgte einstimmig, ohne Gegenstimme oder Stimmenthaltung. Sie wurde von ihm angenommen, und Dr. Graf Adelman dankte ihm unter lebhaftem Beifall der Versammlung für die bisherige erfolgreiche Tätigkeit als Vorsitzender und für die Bereitschaft, dieses Amt weitere drei Jahre auszuüben.

Als 2. stellvertretender Vorsitzender wurde, in seinem Einverständnis, Dr. Rathfelder vorgeschlagen und mit einer Gegenstimme ohne Stimmenthaltung gewählt.

Auf Beschluß des Vorstands wurde sodann der Mitgliederversammlung nach § 3, 3 der Satzung die Ernennung von Architekt Dipl.-Ing. Immanuel Rösler, Schorndorf, zum Ehrenmitglied vorgeschlagen. Diese wurde wie folgt begründet:

„Immanuel Carl Rösler wurde am 6. Februar 1891 in Schorndorf geboren und wandte sich nach Absolvierung des Gmünder Gymnasiums dem Studium der Baukunst und Baugeschichte zu, um sich ab 1923 in seiner Vaterstadt als Architekt niederzulassen. Die Bestrebungen des Bundes für Heimatschutz, dem er seit 1925 als Mitglied angehört, um die Freilegung guter alter Fachwerkarchitekturen hat er innerhalb seines Wirkungskreises in zäher, unbeugsamer Willens- und Schaffenskraft verwirklicht; ihm verdankt vor allem der Marktplatz von Schorndorf sein ursprüngliches, bezauberndes Bild. 1934 gründete er das Heimatmuseum, das 1938 in der Alten Lateinschule eine angemessene Aufnahme fand; in unermüdlicher Sammeltätigkeit vermehrte er dessen Bestände. 1948 rief er den Schorndorfer Heimatverein ins Leben. Für die von diesem bis heute in freier Folge herausgegebenen Heimatbücher zeichnet er als Schriftleiter und Mitarbeiter verantwortlich. In diesen Büchern spiegelt sich zugleich eine andere Seite seiner Tätigkeit: seine Initiative hinsichtlich der 700-Jahrfeier der Stadt im Jahre 1950 – wofür er ein ‚Jahrhundertspiel‘ schrieb –

und der Schertlein-, Palm-, Reinhard- und Simanowizfeiern, die dem Gedächtnis großer Schorndorfer galten. Auch seine schriftstellerische Arbeit war Schorndorfs Persönlichkeiten, Geschichte, Bauten und Volkskunde gewidmet. Seit 1956 übt er das Amt des Stadtarchivars aus.

Der Schwäbische Heimatbund ehrt Immanuel Carl Rösler mit dessen Ernennung zum Ehrenmitglied als eine starke, vielseitige Persönlichkeit, die es verstand, auf der Grundlage der engeren Heimat Geschichte zum Bewußtsein zu bringen, lebendig zu machen und so die Brücke zu schlagen aus der Vergangenheit in die Zukunft.“

Die Wahl von Architekt Dipl.-Ing. Immanuel Rösler erfolgte einstimmig ohne Gegenstimme und Stimmenthaltung.

Einem Vorstandsbeschluß entsprechend, stellte der Vorsitzende den grundsätzlichen Antrag auf Ermächtigung des Vorstands zu einer Beitragserhöhung, deren Höchstgrenze auf den Vorschlag des Schatzmeisters mit DM 12,- angegeben wird. Nach längerer Aussprache, bei welcher Dr. Schahl in Sorge um den Mitgliederstand und mit Rücksicht auf vorhandene Rücklagen bittet, die Ermächtigung nur bis zur Höchstgrenze von DM 10,- zu erteilen, Schatzmeister Willy Baur jedoch eine Höchstgrenze von DM 12,- für eine gesicherte Kassenlage als unerlässlich angibt, stellt der Vorsitzende den Antrag, den Vorstand zu ermächtigen, den Mitgliedsbeitrag nach nochmaliger Überprüfung der voraussichtlichen Einnahmen und Ausgaben ab 1. Januar 1967 bis äußerstens DM 12,- zu erhöhen. Der Antrag wird mit einer Gegenstimme ohne Stimmenthaltung angenommen.

Der abschließende Dank des Vorsitzenden galt allen Mitgliedern und Mitarbeitern, vornehmlich auch den Vertrauensmännern, die sich in aufopfernder selbstloser Arbeit in den Dienst der Sache des Vereins stellen. Für die nächste Jahreshauptversammlung wurden der 24./25. Juni 1967 und Öhringen in Aussicht genommen.

„Wort und Lied zum Feierabend“ nannte sich die Veranstaltung des Abends im Großen Saal des Gustav-Siegler-Hauses. Es sang der Gemischte Werk-Chor der Robert Bosch G. m. b. H. unter Leitung von Prof. Grischkat und es sprachen die Mundartdichter Michel Eberhardt, Karl Hötzer und Wilhelm Kraft; Professor Stefan Ott las Michel Buck und Karl Götz erzählte eine Kurzgeschichte. Oberbaurat W. Kittel leitete und Professor Dr. H. Dölker sprach zu den Mundartdichtungen einführende und verbindende Worte. Den Zauber des Abends möge die schriftlich geäußerte Stimme eines Mitglieds andeuten: „Ich glaube, für Viele war der Abend ein ganz großer Eindruck . . . , weit über andere Feste oder Tagungen hinausragend . . . Schöner und ergreifender hätte er nicht gestaltet werden können.“ Die Ursache dieser Wirkung lag in der inneren Verbindung von Gesungenem und Gesprochenem. Den volksliedhaften Chorsätzen entsprachen Rhythmus und Melodie der Mundart, die Volkssprache ist und nicht Schrift-

sprache, Muttersprache und nicht Schulsprache, Herzsprache und nicht Kopfsprache, kein „geistweises Geschwätz“ zuläßt, vielmehr sinnlich anschaulich bildet. Hier wurde aus dem Herzen und zum Herzen gesprochen (wieder unser Mitglied: „Ich empfand den Zusammenhang zwischen Gebenden und Nehmenden doch sehr stark, es war eine große communio.“). In einer ähnlichen Weise stand der Chor mit den Zuhörern in innerer Verbindung und dieser wieder mit seinem Dirigenten; es war ein beseeltes, selten reines vokales Musizieren, in dem sich Ton und Gehalt innig durchdrangen, welcher Art auch der besondere Liedcharakter war. Professor Grischkat sprach auch über die Arbeit des Gemischten Werk-Chors, die sich im Rahmen der von Dr. Egon Braun geleiteten Kulturarbeit der Robert Bosch G. m. b. H. vollzieht, über welche Herr Küster in Vertretung berichtete. Ein ausgegebenes Blatt der Liedtexte schuf bei den Zuhörern die Voraussetzung für die Aneignung des Vorgetragenen. In ähnlicher Weise wirkten vervielfältigte Texte der Mundartdichtungen (20 Seiten). Von Professor Stefan Ott hörte man Michel Buck. Nur als Kostprobe ein paar Verse:

Die Zeituhr goht so still und gstät,
 Du hairscht koi' Rädle goura (knarren),
 Doch aih du dra' denkscht, hot se s dreht,
 Du merkscht as mit Bidoura,
 Daß s Jährle frei (unweigerlich) verlaura'n ischt
 Und du dein End vill näher bischt.

Michel Eberhardt aus Zoltingen im Ries sprach eigene Dichtungen in unverfälschtem Ostschwäbisch (Kirchweih, Winterfreuden, Der letzte Stromer, Abend, Aller Weisheit letzter Schluß). Letzteres Gedicht möge auch hier sprechen:

Loß dei Gezappel, dei Geschwanzel,
 Dei bsondre Weg; du lofscht nix rei'.
 Denn zletscht weard oh dr O'muaßhansel
 (Gschafftlhuber)
 Net weiter wia dr Lamasch sei'.

Was kascht von deara Welt scho erba,
 Wann d'no so schmoichelst, no so rennsch'? –
 Dir roichts zom Leba ond zom Sterba,
 Ond weiter net. So globs doch Mensch!

Es folgte Wilhelm Kraft aus dem Fränkischen mit Sommernacht, Heimweh, Alte Weiblein, Guter Rat und Fränkische Kirchweih. Aus dieser die Schlußstrophe:

Häüt is Kerwe, morche is Kerwe!
 's letschde Kräüzlerle muß schderwe!
 No e Dur! –
 Der Goiger (Gockeler) schreit!
 Daß a d' Uhr
 net schdehne bleit! –

Danze wie der Lump am Schdegge!
 Nemescht braucht unsh häüt zu wegge.
 Kehraus! – Kumm, es werd scho heel.
 Schö wor's, Maadle, meiner Seel!

Karl Hötzer brachte zunächst Matthias Koch aus Tieringen (Kohlraisle, Bhüate Gott, Uf am Heubearg), dann Eigenes, darunter eine gemüthliche „Ei'kehr em Zie'gelwase“ – in schwäbischen Hexametern! „A gueter Rot“ beschloß die Lesung:

Em Ilgegaarte, voar seim Haus,
 sitz i beim Tobies of dr Ba'k.
 „Ha“, sag e, „Ihr send guet beinand
 mit achtzge, gar it alt ond kra'k.
 So wött e s ao. – Wie hont r glebt?“
 „O“, sait r grüebig, „mach's wie'n i:
 I trenk it sovel, wie'n e mööcht
 ond iß it alles, wa'n e gsieh.
 Ond . . . laß dr rote vo'me Alte:
 Grad so muesch ao beim Schaffe halte!“

Große Freude bereitete „Das Neujahrswünschen“ von Karl Götz mit seinem knitzten Humor.

Die bei den Jahreshauptversammlungen übliche Feierstunde des Sonntagvormittags war mit der Hauptveranstaltung des Tages der deutschen Heimatpflege zusammengelegt worden. Der Vorsitzende des Deutschen Heimatbundes, Staatsminister a. D. Dr. Adolf Flecken, konnte sie im Mozartsaal der Liederhalle in Gegenwart des Herrn Bundespräsidenten eröffnen. Als Sprecher der Bundesregierung wies Staatssekretär Prof. Dr. Ernst darauf hin, daß Heimatpflege eine nicht wichtig genug zu nehmende Angelegenheit von Staat und Volk sei. Oberbürgermeister Dr. Klett betonte den Wert, den gerade die Stadt Stuttgart auf die Erhaltung der heimatischen Landschaft lege. Oberbaurat i. R. Kittel begrüßte den in den Heimatbünden zutage tretenden Willen als ein echtes Zeichen uneigennütziger demokratischer Mitverantwortlichkeit, die durch die Teilnahme am Wohle des Ganzen bestimmt wird. Den Festvortrag hielt Ministerialdirigent i. R. Prof. Gerhard Ziegler über „Freizeitansprüche und Landesentwicklung“; sein besonderer Wert bestand in den klaren Antworten des Landesplaners auf Fragen der Raumordnung, die mit Freizeitansprüchen zusammenhängen (vgl. Seite 221 ff.). Die von einer ernsten politischen Verantwortung getragenen Schlußworte des Herrn Ministerpräsidenten Dr. h. c. K. G. Kiesinger enthielten einen leidenschaftlichen Mahnruf, nicht alles von der öffentlichen Hand zu erwarten und die Führungskräfte aller Schichten durch äußere und innere Teilnahme und Mitarbeit an den für unseren Lebensraum wichtigen Fragen zu entlasten.

Am Nachmittag des Sonntags fanden zwei Führungen statt. Baudirektor G. F. Heyer, Leiter des Stadtplanungs-

amtes Stuttgart, leitete umsichtig und überlegen eine Rundfahrt „Erholungsräume in der Großstadt“. Dr. O. Rathfelder führte durch das Naturschutzgebiet Rot- und Schwarzwildpark und Dr. Hans Klaiber, Hauptkonservator am Staatlichen Amt für Denkmalpflege Stuttgart, durch das Schloß Solitude. Am Abend vereinte ein geselliges Zusammensein in der „Alten Kanzlei“ die Teilnehmer, wobei Willy Baur gute Beiträge zur Unterhaltung bot. Der Montag schließlich brachte zwei abschließende Studienfahrten. Prof. Dr. Dölker und Dr. Rathfelder führten durch die natürlich, landschaftlich

und volkstümlich so verschieden gearteten Landschaften der linken Neckarseite bis Wimpfen und Heilbronn; Dr. Schönnamsgruber und Dr. Roller erschlossen den Teilnehmern die Landschaft und Kunst am Albrand mit Hohenneuffen, Lenninger Tal, Randecker Maar und Weilheim.

Unsere auswärtigen Gäste, die wir gerne in noch viel größerer Zahl bei uns gesehen hätten, erlebten das Schwabenland und seine Schönheiten bei strahlendem Wetter und waren von der ganzen Veranstaltung sichtlich beeindruckt.

Veranstaltungen Januar bis April 1967

Die Ortsgruppen zeigen ihre Veranstaltungen durch eigene Veröffentlichungen an. Im folgenden werden die Stuttgarter Führungen und Vorträge bis April 1967 bekanntgegeben; wer sich für die Führungsreihe „Kunst und Künstler der Gegenwart“ angemeldet hat (vgl. Heft 3/1966, S. 196), wird von deren Unternehmungen von Fall zu Fall verständigt. Bei den Vorträgen wird um einen freiwilligen Unkostenbeitrag gebeten.

Neue Grabungen und Forschungen

(Vor- und frühgeschichtliche Bodenfunde in Württemberg)

Mit Lichtbildern

Vortrag von Hauptkonservator Dr. Hartwig Zürn

Freitag, 20. Januar, 19.30 Uhr, in der Aula der Staatsbauschule (Kanzleistraße 29): Die letzten Jahre haben eine Reihe wichtiger Bodenfunde gebracht, die das Bild der Vor- und Frühgeschichte unseres Landes erweiterten und bereicherten. Der Vortragende wird über ihre Hebung und Bergung durch das Staatliche Amt für Denkmalpflege, Abteilung Bodendenkmalpflege, berichten und die neuen Erkenntnisse umreißen, die sie eröffnen.

Die stadtgeschichtlichen Sammlungen im Wilhelmspalais Stuttgart

Führung

Samstag, 4. Februar, 13.00 und 14.30 Uhr: Die genannten Sammlungen sind das Ergebnis einer jahrzehntelangen Sammeltätigkeit des Stuttgarter Stadtarchivs, die wichtigsten Stücke wurden mit dem Abschluß des Wiederaufbaus des Wilhelmspalais in Form einer Dauerausstellung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Sie vermitteln ein gutes Bild vor allem der Alt-Stuttgarter Bürgerkultur. Wegen der begrenzten Teilnehmerzahl ist *Teilnahme nur nach Anmeldung* möglich. Unkostenbeitrag DM 1,-.

Schwaben – die Heimat der deutschen Chorbewegung im 19. Jahrhundert

Vortrag von Dr. H. J. Dahmen

Freitag, 17. Februar, 19.30 Uhr im Vortragssaal der Stadtbücherei (Wilhelmspalais): In diesem Vortrag wird aufgezeigt, wie durch Karl Pfaff, Friedrich Silcher, Otto Elben u. a. das Chorwesen in Schwaben nach Schweizer Vorbild (Nägeli, Pestalozzi) angelegt und entwickelt wurde. Der Schwäbische Sängerbund wieder wurde zur Mutter des Deutschen Sängerbundes. Das interessante Thema wird von verschiedenen, vor allem landesgeschichtlichen, musikoziologischen und allgemein musikhistorischen Gesichtspunkten aus behandelt werden.

Das Daimler-Benz-Museum

Führung

Samstag, 4. März, 9.00 Uhr: Diese Veranstaltung gilt der Besichtigung des historischen Daimler-Benz-Automobilmuseums in Stuttgart-Untertürkheim; auch haben die Teilnehmer Gelegenheit, einer Filmvorführung im Werk-Kino beizuwohnen. Da dies nur am Vormittag des Samstags möglich ist, beginnt die Führung 9.00 Uhr. Unkostenbeitrag DM 1,-, bei Teilnahme ab Karlsplatz Stuttgart, 8.30 Uhr, DM 2,50. *Teilnahme ist nur nach Anmeldung möglich.*

Familiennamen – ihr Wesen, ihr Leben, ihr Sein

Vortrag von Prof. Dr. H. Dölker

Freitag, 17. März, 19.30 Uhr im Vortragssaal der Stadtbücherei (Wilhelmspalais): Der Blick auf Vergangenheit und Gegenwart soll einige Erkenntnisse über die Welt der Familiennamen vermitteln, mehr zu ihrem Wesen im allgemeinen als zum Besonderen der einzelnen Namen. Es wird versucht werden, die Familiennamen als ein Stück lebendigen volkstümlichen Denkens und Fühlens zu behandeln.

Die Müllverbrennungsanlage der Stadt Stuttgart

Führung

Samstag, 8. April, 14.00 Uhr: Für alle, die an der Sauberhaltung unserer Landschaft teilnehmen, ist die Müllbeseitigung zu einer der brennendsten Fragen geworden. Wir wollen bei dieser Führung eine besondere Art der Müllbeseitigung, nämlich die Müllverbrennung, kennenlernen. *Teilnahme infolge begrenzter Teilnehmerzahl nur nach Anmeldung.* Unkostenbeitrag DM 1.– (bei Teilnahme ab Karlsplatz, 13.30 Uhr, DM 2.50).

Was die Stuttgarter Brunnen erzählen

Führung von Stadtamtmann Hermann Ziegler

Samstag, 22. April, 14.00 Uhr, ab Wilhelmsplatz Stuttgart: Die Brunnen, einst Treffpunkt der Hausfrauen

und Mägde beim Wasserholen zu lustigem Geplauder und zu den neuesten Nachrichten, sind seit dem Bau der Hauswasserleitungen vor 100 Jahren allmählich in einen Dornröschenschlaf gesunken. Viele Nutzwasserbrunnen sind verschwunden. An den heute noch erhaltenen Wasserspendern geht man oft achtlos vorüber, obwohl sie vielfach von bekannten Architekten und Künstlern geschaffen wurden und uns vieles erzählen können, wenn wir uns mit ihnen beschäftigen. Bei einem Rundgang durch Alt-Stuttgart sollen zunächst die wichtigsten Brunnen aufgesucht werden; ab Karlsplatz wird uns dann ein Omnibus zu einigen bedeutenden Brunnen im westlichen und südlichen Teil der Stadt führen. Die Rundfahrt wird in der einstigen Badestadt und dem heutigen Stadtteil Bad Cannstatt beendet, von wo zum Karlsplatz zurückgefahren wird. *Die Teilnahme ist nur auf Anmeldung hin möglich.* Teilnehmergebühr (mit Omnibusfahrt) DM 4.–.

Jahresbeitrag 1967

Wir bitten unsere Mitglieder um Verständnis dafür, daß wir die Rechnungen über den Jahresbeitrag 1967 schon am 2. Januar versenden. Die von der Mitgliederversammlung am 1. Oktober 1966 beschlossene Beitragserhöhung (vgl. Bericht in diesem Heft) macht eine solche Maßnahme nötig, weil nur dadurch vermieden werden kann, daß unaufgefordert eingehende Beiträge noch in der alten Höhe entrichtet werden. Für freiwillig höhere Beiträge oder zusätzliche Spenden sind wir mehr als je dankbar; wir machen darauf aufmerksam, daß die betreffenden Beträge von der Steuer abgesetzt werden können, sofern eine von uns ausgestellte Bescheinigung vorgelegt wird. Wir bitten, diese gegebenenfalls bei Überweisung anzufordern.

Veranstaltungen 1967

Wie alljährlich, so wollen wir auch 1967 die Veranstaltungen dieses Jahres (Studien- und Lehrfahrten, Pfingsttage, Ferienwoche) in einem besonderen Verzeichnis anzeigen, das alle Mitglieder zugesandt erhalten, die bisher an entsprechenden Veranstaltungen teilnahmen. Wer bisher noch nicht teilnahm, dieses Verzeichnis aber wünscht, wird gebeten, es schriftlich anzufordern. Der Versand wird Ende Februar/Anfang März erfolgen.

Einbanddecken

Einbanddecken für die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ sind bis einschließlich 1966 vorrätig (Preis pro Stück DM 2.–, zusätzlich Porto und Verpackung). Wir bitten um Bestellung.

Sinnvolles schenken

Kunsthhaus

Schaller

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

STUTT GART MARIENSTRASSE 1 C

Kohlhammer Kunstbücher



Raymond Bloch

Die Kunst der Etrusker

Aus dem Französischen von Ursula Knöller. 104 Seiten. 1 Karte, 8 Strichzeichnungen, 50 Schwarzweißtafeln, 40 Farbtafeln. Format 24,5×27,5 cm. Leinen DM 39,-

Hans Weigert

Geschichte der europäischen Kunst

3. Auflage. Textband: 624 Seiten mit 340 Zeichnungen. Tafelband: 544 ganzseitige Abbildungen. 10 Farbtafeln. Format 16×24 cm. In Kassette DM 48,-

H. Th. Musper

Der Holzschnitt in fünf Jahrhunderten

400 Seiten mit 8 Farbtafeln und 316 Schwarzweißabbildungen. Format 25,5×29,2 cm. Leinen DM 89,-

Jürgen Gutbrod

Die Initiale in Handschriften des 8.-13. Jahrhunderts

207 Seiten mit 129 Schwarzweißabbildungen, 8 Farbtafeln. Format 21×24,5 cm. Leinen DM 38,-

Robert Oertel

Die Frühzeit der italienischen Malerei

270 Seiten Text und 128 Schwarzweißabbildungen, 12 Farbtafeln. Format 18,5×24,5 cm. Leinen DM 56,-

Fritz Schachermeyr

Die frühe Klassik der Griechen

359 Seiten mit 68 Schwarzweißtafeln. Format 18,8×24,5 cm. Leinen DM 59,-

Kohlhammer Kunstbücher



WENN GELD -

Geld bringen soll oder Geld gebraucht wird

VOLKSBANK

Ein repräsentatives Geschenkbuch für den Freund
württembergischer Geschichtsliteratur

Pfaff/Lahnstein

Württembergs geliebte Herren

Biographien
der Regenten von Württemberg

von Herzog Eberhard im Bart
bis zum König Friedrich

80 Seiten Text mit 2 Schwarzweiß-
und 15 sechsfarbigem Offsettafeln.

Format 20 × 29 cm.

Leinen DM 29,-

Kohlhammer



HUBERT GRAF WALDBURG-WOLFEGG

Vom Nordreich der Hohenstaufen

136 Seiten Text, 80 Kunstdrucktafeln mit 91 Abbildungen, 60 Zeichnungen im Text, 2 mehrfarbige Karten auf dem Vorsatz (Übersichtskarte und Burgenkarte), Tabelle von Meisterzeichen. Ganzleinen mit Goldprägung DM 24,-

„Wer mit Bewunderung – ohne deshalb einer fragwürdigen Romantik zu huldigen – den schon vor längerer Zeit im gleichen Verlag erschienenen Band ‚Vom Südreich der Hohenstaufen‘ durchstudiert hat, wird auch begierig nach dem ‚Nordreich‘ greifen: denn er weiß sich von einem gediegenen Kenner der Stauferzeit geführt, diesmal in ein Gebiet, dessen Probleme wohl jeden Geschichtsfreund beschäftigen: Wann wurden unsere Burgen gebaut, wie waren sie konstruiert, welchen Zwecken haben sie gedient? Manches, was als gesichertes Wissen gilt, wird mit einem Fragezeichen versehen, während auf bisher Ungeklärtes unerwartetes Licht fällt. Dem Verfasser darf das Verdienst zuerkannt werden, das ganze in Frage kommende Material diesseits des Rheins und südlich des Mains erstmals systematisch durchgearbeitet zu haben. Auch die vielen ausgezeichneten Fotos dienen der Vergangenheit dieser traumversunkenen Welt der Burgen...“
Donau-Zeitung

Andere Reisebücher unseres Verlages

Hubert Graf Waldburg-Wolfegg, Vom Südreich der Hohenstaufen
136 S. Text, 90 Abb., 60 Zeichn. Ln. DM 24,-

Paul Dony, Reisen in Portugal. Entdeckungen am Rand Europas
180 S. Text, 128 Fototafeln. Halbl. m. 2 Farbb. DM 28,-

Paul Dony, Der Mann der immer Ferien hatte. 40 Jahre Reisen durch die alte und die neue Welt
320 S. Text, 222 Abb. DM 14,-

Wilhelm Hausenstein, Besinnliche Wanderfahrten
468 S., 48 Bildt. DM 24,-

Günter Metken, Bretonisches Reisebuch
132 S., 112 Bildt. Ln. DM 24,-

In Vorbereitung: Bettina Seipp, Ungehobener Schatz Kalabrien
96 S., 12 Farbt., 88 Fototafeln. Ln. DM 25,-

VERLAG SCHNELL & STEINER
MÜNCHEN UND ZÜRICH

NEU IM FRÜHJAHR

Heino Gehrts

Das Mädchen von Orlach

Erlebnisse einer Besessenen

ca. 310 Seiten. Leinen. 28,50 DM

Die vorliegende Arbeit ist ein umfassender Versuch, die anthropologischen Aspekte einer «Geistergeschichte» darzustellen. Der Verfasser stützt sich dabei auf den berühmten Fall der Magdalena Gronbach – des Mädchens von Orlach –, deren Erlebnisse bereits von Justinus Kerner, der diese Besessene zu heilen versucht hatte, in seinen «Geschichten Besessener neuerer Zeit» beschrieben worden sind. Doch geht Heino Gehrts weit über den Bericht Kerners hinaus. Er konnte für seine Arbeit die Tagebücher, die seinerzeit geführt worden waren und hier zum erstenmal vollständig gedruckt erscheinen, die noch zugänglichen Briefe, die Akten und nicht zuletzt auch die mündliche Überlieferung heranziehen. Aufgrund dieser reichen Dokumentation und einer ausführlichen geistesgeschichtlichen, phänomenologischen und ethnologischen Deutung gelingt es dem Verfasser, die Vielschichtigkeit des Geschehens auch für den Skeptiker sichtbar werden zu lassen. Das Ergebnis der Untersuchung dieser «Geistergeschichte» zeigt, daß wir es mit einem kultischen Drama zu tun haben, an dessen Ende die Katharsis steht.

Das Buch ist gewiß eine Herausforderung, da es der Aufklärung vorwirft, die sogenannte Nachtseite des Lebens nicht erhellt, sondern nur verdrängt zu haben. Es zwingt dem Leser die Frage auf, ob wir das Dämonische wirklich überwunden haben oder ob es nicht nur unsichtbar und unfaßbar für uns geworden ist.



ERNST KLETT
VERLAG
STUTTGART

Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe liegen Prospekte folgender Firmen bei:

Julius Weise's Hofbuchhandlung,
Stuttgart, Königstraße 17,
Verlag W. Kohlhammer GmbH,
Stuttgart, Urbanstraße 12-14.

Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



Schwäbische Volkssagen

Vom Schwarzwald zum Allgäu –
vom Taubergrund zum Bodensee
Ausgewählt und herausgegeben von

Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen

212 Seiten mit 22 alten Holzschnitten im Text
und 8 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 14.80

Kohlhammer

Baugeld

so billig wie vor 40 Jahren

Ob Sie einmal ein Haus bauen, kaufen, modernisieren oder entschulden wollen – am günstigsten finanzieren Sie es mit einem Bausparvertrag. Bei Wüstenrot bekommen Sie, wenn es soweit ist, Baugeld nach wie vor zum festen Zinssatz von nur 5%. Am besten wenden Sie sich gleich an den örtlichen Wüstenrot-Mitarbeiter, an einen unserer Beratungsdienste oder aber direkt ans Wüstenrot-Haus, 714 Ludwigsburg.

Größte
deutsche
Bausparkasse

Wüstenrot



ALLES AUS EINER HAND!

Der Umzug meiner Firma von Stuttgart, Landhausstraße, in den Neubau Aixheimer Straße 12 in Stuttgart-Sillenbuch, ermöglicht es mir, meine gesamte Arbeitskapazität auszuweiten. – Ich bin nun in der Lage, die Gesamtherstellung sämtlicher Druckunterlagen zu übernehmen. Ich erteile jede Auskunft und erwarte gerne Ihren Besuch.

HUGO KRÄMER

Graphische Kunstanstalt, Stgt.-Sillenbuch, Aixheimer Str.12, Tel.273704



Württembergische Bank

Stuttgart

Friedrichstraße 22

Eberhardstraße 20

Goldabteilung

Ruf 299401

Ruf 246004

Ruf 245980

Göppingen Poststraße 44

Nürtingen Kirchstraße 28

Reutlingen Marktplatz 9

Tübingen Karlstraße 3

Ulm/Donau Neue Straße 70

J.W.H.
1826

Bücher zu Weihnachten

von

JULIUS WEISE'S HOFBUCHHANDLUNG

STUTTGART N

KÖNIGSTRASSE 17

zwischen Commerzbank und Salamanderbau

TELEFON (0711) 29 18 46/47

WÖCHENTLICHE GESAMTAUFLAGE

DER RICHTIGE SCHLÜSSEL MUSS ES SEIN!

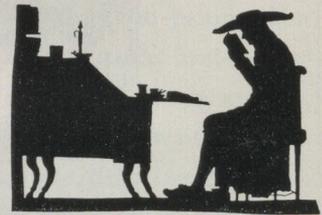
WOLLEN SIE ETWAS KAUFEN,
WOLLEN SIE VERKAUFEN?
WOLLEN SIE SICH UMFASSEND
ÜBER INTERESSANTE ANGE-
BOTE UND NACHFRAGEN IN
GROSS-STUTTGART
INFORMIEREN?

ES ÖFFNEN SICH
ALLE TÜREN
MIT ANZEIGEN u. BEILAGEN IM



**Stuttgarter
Wochenblatt**

7000 STUTTGART 1 · GEISS-STRASSE 4 · RUF 249931 · TELEX 07/23244



Sie sind auf der Suche nach einem Geschenk für jemand, der eine Vorliebe für etwas Besonderes hat?

Schenken Sie den Essay-Band „Schwäbische Silhouetten“ von P. Lahnstein (DM 8.80) aus dem W. Kohlhammer Verlag.

Raber u. Märcker

ADREMA Adressier- und Organisations-Anlagen
ADREMA Postbearbeitungsmaschinen
APECO Elektrostatische Photokopiergeräte
ROTO Bürodrucker und Vervielfältiger
WANDERER Buchungsautomaten
WANDERER Elektronische Rechenautomaten
WANDERER Fakturier- und Abrechnungsautomaten

Stuttgart N. · Fritz-Elsas-Straße 47 · Telefon 29 47 70

neuzeitliche Büromaschinen

Gerade noch rechtzeitig vor Weihnachten erschienen:

Lebensbilder aus Schwaben und Franken

Band X

Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegeben von

Max Miller und Robert Uhland

VIII und 475 Seiten. 20 Bildtafeln. Leinen DM 26,50

Inhalt: Rudolf von Rheinfelden – J. Feßler – J. J. Haid – J. U. Cramer – J. F. Flattich – M. Pirker – Sophie von La Roche – J. Chr. Schwab – Franziska von Hohenheim – König Friedrich von Württemberg – Therese Huber – R. F. H. Magenau – B. Herder – L. Uhland – K. Pfaff – E. A. von Hering – K. D. Haßler – H. von Mohl – H. Voelter – H. Sontheim – N. Bantleon – C. Fleischlen.

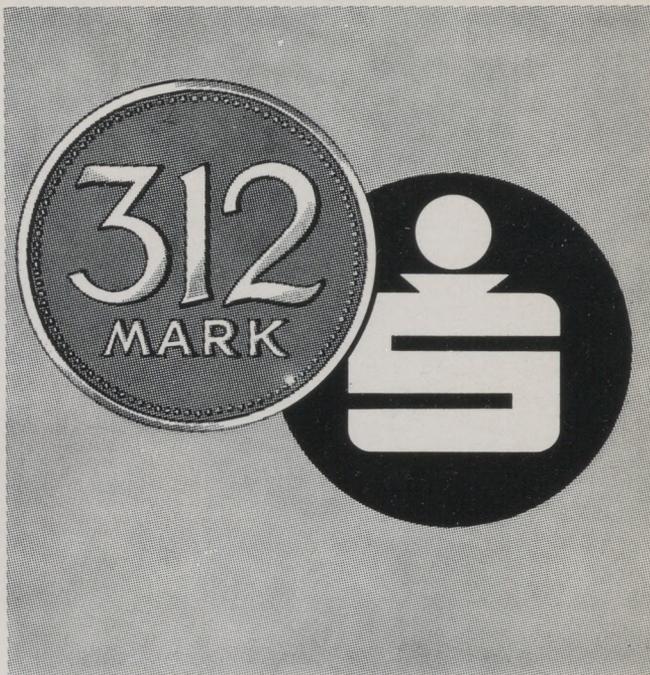
Mit diesen 22 Lebensbildern spannt sich ein weiter Bogen von Rudolf von Rheinfelden († 1080), dem unglücklichen Gegenspieler König Heinrichs IV., bis zu dem 1920 gestorbenen Dichter Cäsar Fleischlen. Der Band enthält auch den seit langem gewünschten Abriss des Lebens von Ludwig Uhland. Zwei weitere Biographien werden auf starkes Interesse rechnen können: die Lebensgeschichte Friedrichs, des ersten Königs von Württemberg, und die der Freundin und Gemahlin Herzog Karl Eugens: Franziska von Hohenheim, der „Fränzel“; weiter sind in dem Band vertreten der vielseitig begabte und geschäftige Landes-Historiker Karl Pfaff, der Erfinder Heinrich Voelter, die Dichterin Sophie von La Roche und der bekannte Pfarrer Flattich.

Dem Leser wird die Mannigfaltigkeit menschlicher Schicksale vor Augen geführt, die verschiedensten Berufe und Charaktere werden beleuchtet. Den Hintergrund dazu bildet die schwäbisch-fränkische Kulturlandschaft. Die Biographien sind ebenso unterhaltend wie belehrend, sie vermitteln dem Freund der Heimatgeschichte wie dem Liebhaber von Lebensbeschreibungen neue Kenntnisse und Einsichten. Der stattliche neue Band der Reihe mit seinen 20 ganzseitigen Bildern wird daher bei Alt und Jung willkommen sein.

Kohlhammer

100
JAHRE 
KOHLHAMMER

naheliegend



Vermögensbildung nach dem 312-Mark-Gesetz, dazu haben Sie Fragen. Natürlich. Es ist eine neue Sache, man muß sich erst mal befragen. Die Antwort liegt nahe: Sparkasse. Sie gehen hin und sprechen über Ihre Sorgen, über Ihre Wünsche. Als Kunde werden Sie individuell bedient. Ihr Lohn- oder Gehaltskonto führen Sie auch bei der Sparkasse? Dann ist es ohnehin naheliegend, zu ihr zu gehen. Der Weg zur Sparkasse ist nicht weit!

Persönlicher Kontakt ist immer besser. Das ist in Geld- und Vermögensfragen sogar besonders wichtig. Was also liegt näher als die Sparkasse? Und: dort können Sie auch Kredit erhalten. Sie sehen, vieles spricht für die heimische Sparkasse. Auch bei der Vermögensbildung nach dem 312-Mark-Gesetz.

Wenn's um Geld geht
SPARKASSE



STUTTGART NACHRICHTEN

Chancen für alle



1103 Verein f. Warenkunde
kunde Schloss Pyrenäen
6197